

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Allerlei Neues, zu Spaß und Ernst

[urn:nbn:de:bsz:31-257481](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-257481)

Allerlei Neues, zu Spaß und Ernst.

Wie den Hausfreund sein Schwager mit gleicher Münze bezahlt hat.

Es zog ein Bärenführer durch das Städtlein. „Schwager,“ sagte der Hausfreund, „wißt ihr auch, wie man in Polen die Bären fangt? Wenn der Polacke im Wald einen Baum findet, worin ein Immen wohnt und sein Hauswesen fährt, so befestiget er oben an einem Ast eine Kette, und unten an der Kette eine schwere bleierne Kugel, die einen Haken hat, also daß die Kugel gerade vor die Oefnung oder Haushüre des Immen hängt, doch können die Thierlein bequem ein- und ausstiegen, und es ist ihnen in so fern recht. Kommt aber der Bär und will bei dem Immen zu Mittag essen, nemlich den Honig stehlen, so ist ihm die Bleikugel im Weg, und sucht sie auf die Seite zu schieben, kann aber nicht, weil sie schwer ist und hängt, und ihm immer wieder in den Weg kommt. Zuletzt wird er ungeduldig und schnellst sie mit dem Rüssel durch einen kräftigen Schlag auf die Seite hinaus. Das versteht die Bleikugel unrecht, und gibt ihm, wenn sie vermöge ihrer natürlichen Bewegung zurückkommt eine Ohrfeige, daß wird der Bär immer erbostet, und schlägt sie mit immer kräftigern Schlägen auf die Seite hinaus, nicht mehr um des Honigs willen allein, sondern auch aus Nachsicht. Daß wird aber die Bleikugel auch erbost, und gibt ihm immer kräftigere und schwerere Ohrfeigen, und der lächerliche Kampf der Dummheit und des Eigensinns mit der List des Menschen hört nicht eher auf als bis zuletzt der Bär von so vielen Gegenstößen betäubt und sinnlos zur Erde herabfällt. Hernach eilen die Polacken

herbei und knebeln ihn. Hernach legen sie ihm Umschläge von gewürzhafien Kräutern um den Kopf, und geben ihm herzkstärkende Sachen ein, daß er wieder zu sich kommt.

Der Schwager verzog keine Mine, sondern hörte andächtig zu. „Herr Bruder,“ sagte er, „wißt ihr aber auch, wie man in Polen die Bären tanzen lehrt. Man heizt eine Bad- oder Schwitzstube die einen feinem Boden hat, und von unten herauf erwärmt wird, dergestalt ein, daß der Boden brennend heiß wird. Hernach umwickelt man dem Bären die hintern Tacken also, daß ihnen die Hitze nichts an haben kann. Hernach fährt man ihn in die Schwitzstube und fängt an zu trommeln. Fühlt nun der Bär an den vordern Tacken, welche baarfuß sind, die Hitze, so hebt er zuerst die eine Tacke auf, hernach die andere, endlich versucht ers mit beiden. Anfänglich wills nicht recht gehn, aber die Noth lehrt ihn und die Uebung macht denn dreißter. Zuletzt lernt er gar ordentlich auf den zwei hintern Füßen stehn und nach dem Takt der Trommel tanzen, denn er muß sich unaufhörlich in der Bewegung erhalten, damit er nicht wieder mit den Vordertacken auf den heißen Boden zurücksalle. Alsdann wann er ausgelehrt hat, bringt ihn der Bärenführer nach Teutschland, der Bär geht auf allen Vieren wie gewöhnlich. Sobald aber sein Herr die Trommel schlägt, fällt ihm die Schwitzstube ein, und es brennt ihn in der Einbildung an die vordern Füße, so daß er sich augenblicklich aufrichtet, und nach dem Takt der Trommel, so lang er sie hört, seine Ruff beginnt. Ohne das wüßs einer nicht leicht von selber thun. Also lehrt man in Polen die

Bären tanzen.“ „Mir bindet ihr keinen an,“
sagte der Schwager.

Darauf erwiderte der Hausfreund: „Schwa-
ger, ihr seyd ein schlauer Gesell; wir zwei
verstehn einander.

Die silberne Hochzeit am fünften April 1814.

Der geneigte Leser wird es vielleicht für einen
Scherz halten, wenn ihm der Hausfreund sagt,
daß im Jahr 1814, ein deutscher Mann seine
silberne Hochzeit auf der Reise nach Paris, bei
deutschen Liedern und französischem Champag-
ner gefeiert habe, und doch ist dem also. Bei
dieser Jubelhochzeit waren an die fünfzigtau-
send Gäste zugegen, ohne die ungeladenen zu
rechnen. Darum konnten ihrer viele keinen
Platz an den Tischen finden, und sie mußten
sich aus der Faust schmecken lassen. Die Braut
war um ein ziemliches älter, als der älteste
Bekanntes des Hausfreunds, doch wußte man
ihr eigentliches Alter nicht, weil der Taufschein
verloren gegangen war. Es wurde bei diesem
Fest deutsch gejubelt und französisch gestocht,
und an jenem hatte der liebe Gott seine Freu-
de, und an diesem ein anderer, den man nicht
an die Wand mahlen soll.

Die erste Kopulation war am 5ten April
1789 vor Belgrad geschehen, und es war dabei
mit Kanonen gefeuert worden, nicht aus Spaß,
sondern aus vollem Ernst, und die Braut, die
im Lager aufgewachsen ist, brachte dem Bräu-
tigam zur Morgengabe eine Menge Türken-
köpfe. Der geneigte Leser denkt dabei an sei-
nen Pfeifenkopf aus türkischer Erde, aber er ist
im Irthum. Jene Köpfe hatten vorher eben
da gestanden, wo die Köpfe des Hausfreundes
und seiner Leser Gottlob! noch dato stehen,
und sahen recht blutig und bleich aus. Das

war eine eigne Morgengabe, aber ländlich,
sittlich. Der Bräutigam hielt übrigens die
Braut in Ehren und blieb ihr treu, wie ein
deutscher Mann soll. Der Hausfreund hat sie
beide oft gesehen und seine Freude an dem
stattlichen Mann gehabt, aber sie hat ihm —
aufrichtig gesprochen — nie recht gefallen wol-
len, und dies der Türkenköpfe und auch an-
dres Dinge wegen. Sie reisten miteinander
seit den neunziger Jahren, oft durch unser
Land, oft kam sie auch allein, ohne ihn, und
sie hat selbst beim Hausfreund manchmal vor-
lieb genommen, so gut ers hatte.

Der geneigte Leser macht sich wunderliche
Gedanken, und meint, ich woll ihn beziren.
Es ist aber die pure Wahrheit, was ich erzähle.
Ich hab's von einem wackern Manne, der da-
bei war, und ein Liedlein darauf gemacht hat,
das dem Brautpaar zu Ehren gesungen wurde.
Ich theile es dem Leser mit, damit er es auch
singen könne.

Auf die silberne Kriegshochzeit
S. hochfürstlichen Durchlaucht
Des Herrn Erbprinzen von Hessen-
Somburg
K. K. Generalen der Kavallerie
Und Kommandirenden der Süd-
Armee.

Auf Grenadiere, Kurassire,
Hussaren und Dragoner auf!
Und Jäger auch und Kanonire!
Heut gilt's um edlen Kriegesbrauch.

Fürst Somburgs Fest wird heut begangen,
Ist seine Silberhochzeit heut,
Bei Belgrad hat er angefangen,
War noch des alten Laudons Zeit.

Da gab er frei und ohne Reue
Der edlen Kriegesbraut sein Wort,
Und hielt seitdem ihr seine Treue
Durch fünf und zwanzig Jahre fort.

Ein edler Stamm that ihr gefallen,
Der Hesse stolze Helbenzahl,
Da schaute sie auf ihn vor allen
Und er bewährte ihre Wacht.

Mit Wunden hat sie ihn gezieret!
Und mit dem Lorbeerzweige auch
Drum heut ihm auch das Fest gebühret
Das Hochzeitfest nach Kriegsgebrauch.

Stets habt ihr ihn in euren Reichen,
Er fehlte nie bei der Gefahr,
Drum sollt ihr seines Festes euch freuen:
In treuer Liebe offenbar.

Einst noch sein Silberhaar uns glänze:
Ein Stern in dunklen Blüthesfeld
Bis spät die Kriegsbraut ihn begränze.
Wann er die gold'ne Hochzeit hält.

Wer bleibt dann wohl von unsern Reichen?
Wohl mancher schläft dann lange schon?
Drum laßt des frohen Tags uns freuen!
Die frohe Zeit, sie fliegt davon.

So füllt die Becher bis zum Rande
Zu unserm Feldherrn Ehrentag!
Er schafft uns Sieg im Frankenlande
Und gut ein Frieden folge nach.

Ein Paar Parabeln.

I.

Vor nicht langer Zeit lebte ein Mensch,
Der viele närrische Sachen that und sprach,
ohne sich eben etwas darauf einzubilden.
Von den Lesern des rheinischen Hausfreun-
des haben ihn gewiß viele gekannt und
ihren Spasß mit ihm getrieben. Er war blut-
arm, doch machte ihm das weniger Sorge,
als wenn er steinreich gewesen wäre.

Eines Tags ging er zum nächsten besten
Schneider, und sagte zu dem: „Meister, sey
so gut, und mach mir ein Uhrensäcklein in die
Hose.“ Der Meister fragte lachend: „woher
er denn die Uhr nehmen wolle?“ „Ei,“ ant-

wortete der närrische Mensch, „wenn man nur
erst das Säcklein hat, so kommt die Uhr von
selbst.“

Merko! Es giebt jetzt allerlei Leute, jung
und alt, männlich und weiblich, die meinen,
der Meister Schneider müsse überall die Haupt-
sache thun. Sie bestellen sich altteutsche Kleider,
und denken, die altteutsche Gefinnung werde sich
schon von selber einfänden, wie die Uhr, wenn
nur vorher das Säcklein vorhanden ist.

II.

Unter den neuen Altteutschen laufen auch ei-
nige in polnischen Röcken herum. Zu einem
solchen sagte sein Nachbar: „Dergleichen Röcke
sieht man noch heutzutage an der Weichsel,
und sie sind keineswegs altteutsch. Der neue
Altteutsche aber erwiederte: „Das will nichts
sagen, Herr Nachbar, es ist ein Rothteutsch
was wir tragen, und zu dem solls ja auch nicht
auf die Dauer seyn. Die Abneigung gegen
die Welschen mag sich gleichwohl polnisch aus-
sprechen, wenns mit dem Teutschen nicht
gehen will.“

Merko! Es soll Leute geben, die manchmal
nicht wissen, was sie wollen, und wieder an-
dre Leute, die nicht wollen, was sie wissen.

Die sonderbare Bitte.

In einem Dorf, nicht weit von der Ab,
lebte vor mehreren Jahren ein Mann, von
dem man eben nicht sagen konnte, daß er nie
seines Gleichen gehabt habe. Man nannte ihn
nur den krummen Martin, und wer etwas
mit ihm zu reden hatte, der suchte ihn gewiß
nicht in der Kirche oder auf dem Felde, denn
auf Beten und Arbeiten hielt er wenig, desto
mehr aber auf ein volles Gläslein und die Ofen-
bank. Darum standen in seinem Kalender

lauter rothe Tage, der Hausfreund aber hat in dem feinigem viele schwarze, und beim geneigten Leser ist vielleicht nicht einmal der siebente allemal roth.

Der krumme Martin hatte zwar immer Durst, aber nicht immer Geld, und als der Birch nicht mehr leiden wollte, da sann er lange hin und her. Endlich fiel ihm das Kapitel von der Gütergemeinschaft ein, und er dachte bei sich: der Franzos hat's nun einmal eingeführt, mag ers verantworten! Der Amtmann aber, der nicht an die Gütergemeinschaft glaubte, ließ den krummen Martin ins Loch stecken, und beim Verhör kamen allerlei Dinge zum Vorschein, deren freilich die damaligen Zeitungen nicht erwähnt haben, denn der krumme Martin trieb in der Stille, und fiel ohne vorgängige Proklamationen in die Hühnerställe und Gänställe ein und auf die Krautfelder, und wo sonst die natürliche Ordnung herzustellen war. Ueber dies alles wurde ein Protokoll aufgenommen, und der krumme Martin hatte seine rechte Freude daran, als er sah, wie seine lustigen Streiche von dem Herrn Aktuar so zierlich und auf so schönes, weißes Papier niedergeschrieben wurden. Nur Eins wollte ihm nicht gefallen; am Schlusse nämlich verlautete etwas von monatlicher Haft bei schmaler Kost und von 50 Hieben, an einen Ort, den man nicht gern zu Schau stellt, am wenigsten bei solchen Gelegenheiten. Er dachte bei sich: das ist ungerecht, du hast doch nur ein geschenktes Handwerk getrieben. Indessen was war zu thun? der Schwächere giebt nach, wenn er klug ist, und Martin war diesmal klug; aber bei jedem Hieb dachte er, der kostet wieder einer Gans oder einer Ente das Leben. Nachdem seine Strafzeit um war, und er wieder vor den Amtmann gebracht wurde, und dieser ihm einige gute Lehren mit auf den Weg geben

wollte, sah er auf dem Tisch das zierlich geschriebene Protokoll, worin so ziemlich das Merkwürdigste seiner Lebensgeschichte enthalten war. Da sagte er zu dem Amtmann: „Herr Amtmann, schenken Sie mir das Papier da.“

Was wolltest du denn damit, fragte der Amtmann?

„Ei,“ erwiderte der krumme Martin, ich hab ein Paar Buben daheim, die können darin Geschriebenes lesen lernen. 's ist, so viel ich davon versteh, eine recht hübsche Hand.“

Der Amtmann, mit dem der Hausfreund schon mehr als einmal angeklungen hat, lacht noch jetzt, wenn man ihn an den krummen Martin erinnert.

Der Kalbsbraten.

Die liebe Armuth ist in der Entbehrung reich. Zwei Bettler giengen an einer Thüre vorbei aus welcher ein köstlicher Bratengeruch herausquoll. Also blieben sie vor derselben stehen, sogen den süßen Duft mit lästerner Nase ein, und um eine recht gute Stunde zu haben, aßen sie draußen ihr Stücklein geschenktes Brod zu dem Fleisch das inwendig verzehret wurde. Als sie aber abgespeist hatten, und weiter giengen, sagte der eine: „Es geht eben doch nichts über ein gutes Stücklein Kalbsbraten, so recht saftig und brav Zwiebeln an der Brühe.“ Da fragte ihn der andere voll Verwunderung: „Hast du schon gegessen?“ — „Ich nicht,“ erwiderte jener, aber mein Bruder hätte fast einmal bekommen.“

Von einem Manne der den Teufel um's Geld zeigte.

In einem Städtlein an der Enz — oder am Neckar, ich will die Wahl haben, wurde

am Pfingstmontag Jahrmärkte gehalten. Die Leute liefen durcheinander, wie's auf Jahrmärkten zu geschehen pflegt, und begrüßten sich mit dem Ellenbogen. Es waren auch manche darunter, die einkaufen wollten ohne Geld, weil sie keins hatten. Die Zigeuner heißen — erben, und wo's ins Große getrieben wird, nennt man's — erobern. Da gabs auch Vieles zu sehen und zu hören. Zum Beispiel, auf einem Leierkasten standen Adam und Eva in der ältesten teutschen Nationaltracht, nämlich sadennakt, und das Paradies tanzte mit ihnen herum, daß es eine Lust war. Den meisten Lärm machte aber ein närrischer Kerl mit einer Trommel, denn er paukte auf das Kalbsfell los, daß den Leuten das Hören und Sehen verging. Dem geneigten Leser wüßts nicht schwer seyn, sich einen Begriff davon zu machen, denn er hat in den letzten zwanzig Jahren allerlei aus- und eintrommeln gehört, und freilich nicht immer seine Freude daran gehabt.

Nachdem der Trommler sich die geneigte und ungeneigte Aufmerksamkeit der Jahrmärkteleute verschafft hatte, rief er aus: „Er habe den Teufel in einem Säcklein, und wer ihn sehen wolle, der solle Nachmittags, Punkt vier, im Birthehaus zum silbernen Horn sich einfänden, oben in der Tanzstube, die Standespersonen könnten zahlen nach Belieben, und so fort.“

Die Leute lachten, und meinten, der Trommler werde einen gemalten Teufel zum Vorschein bringen, oder sich selbst Hörner und Pferdefüße ansehen, und eine Zunge von Scharlachtruch aus dem Maul hängen lassen, und dergleichen mehr. Als die Glocke vier schlug, da war die Tanzstube im silbernen Horn mit Menschen angefüllt. Der Trommler stellte sich auf einen hohen Tisch, wo ihn jedermann sehen

konnte, und zog einen großen, ledernen Beutel aus dem Rock und zeigte ihn und sagte:

„Dieser Beutel, den ihr hier seht, war wohl einmal voll, jetzt aber ist er ganz leer, und kein Heller darin, und das ist, wie ihr selbst eingesehen müßt, das ist der Teufel!“

Da entstand ein allgemeines Gelächter, und einer sagte wohl zum andern: „den Teufel könnt ich auch zeigen.“

Zwei Märlein.

In Hamburg, wo der unpartheiische Korrespondent geschrieben wird, und der Marshall Davoust bekanntlich eine der größten Erbschaften gemacht hat; die seit dem Code Napoleon je gemacht worden sind, lebte vor ziemlich langer Zeit ein Prediger, Schuppius mit Namen; dieser verstand es, den Leuten die Wahrheit im Spaß zu sagen, und das mögen viele gern hören, unter andern auch gewiß einige meiner Leser. Diesen zu Gefallen will ich einige Märlein des ehrlichen Schuppius in den Kalender setzen, zur Kurzweil und zum Nachdenken.

Erstes Märlein.

Von dem Blinden und dem Lahmen.

Ein Blinder und ein Lahmer machten zusammen einen Bund, daß der Blinde den Lahmen tragen sollte, und was sie unterwegs fänden, das wollten sie theilen in gleiche Theile. Einmal zogen sie mit einander auf einen Jahrmärkte; da sah der Lahme eine Auster am Wege liegen, und rief den Blinden, still zu stehen. Der Blinde suchte so lange, bis er die Auster fand, und wollte sie aufbeißen, konnte aber nicht. Da nahm er sein Messer, und wollte sie entzwei schneiden, konnte es aber auch nicht. Der Lahme sagte: „Du spärst ja, daß du mit dem Ding nicht zurecht kommen magst; gib

mirs!“ Der Blinde antwortete: „Nein, das wäre wieder unsern Bund.“ Hierüber entstand zwischen ihnen ein Zank, und sie gingen zu einem Advokaten, und baten ihn, daß er ihnen das Ding theilen möge zu gleichen Theilen. Der Advokat sagte: „Ihr lieben Leute, das Ding nennt man allhier eine Muster. Bringt mir ein wenig Salz und Pfeffer, so will ich euch bald eine gleiche Abtheilung gemacht haben. Damit machte er die Muster auf, und sagte: „Seht, da liegt ein wenig Schleim, den ihr doch nicht achten werdet, den behalt ich für meine Nähe, denn der Arbeiter ist seines Lohnes werth. Von den beiden Schalen ist eine so groß, wie die andre, die theile ich unter Euch.“ Damit aß er die Muster, und gab dem Blinden und dem Lahmen jedem eine Schale.

Zweites Märlein.

Wie man an Versprechungen Hungers sterben kann.

Es war einmal ein guter Kerl bei Hofe, Namens Nathanael; der diente seinem Herrn treulich. Der Herr aber gab ihm nichts, sondern speiste ihn immer mit guten Worten ab, und sagte: Nathanael, ich bleibe dir in Gnaden gewogen.“ Da nahm Nathanael seine Kaze, schloß sie in in einen Kasten, und gab ihr nichts zu fressen. Die Kaze konnte im Kasten keine Mäuse fangen. Sie hätte gern ein Stück Speck haben mögen, und ließ sich beständig mit ihrem Miau hören, wodurch sie ihren Hunger zu erkennen geben wollte. Nathanael aber rief ihr immer zu: „Sieh dich zufrieden, Käzchen, ich bin dir in Gnaden wohlgewogen.“ Endlich starb die Kaze Hungers. — Nathanael kam bald darauf wieder zu seinem Herrn, und that ihm einen großen Dienst, womit derselbe wohl zufrieden war, und sagte: „Ich bleib dir in Gna-

den wohlgewogen.“ Nathanael aber antwortete: „Ja, ja, gnädigster Herr, von diesem Sprächlein ist meine Kaze gestorben.“

Das Bergweiblein.

Dem geneigten Leser ist, ohne Zweifel, die Stadt Baaden, ohnweit Nastatt, wohl bekannt, und er hat sich vielleicht mehr als einmal dort die Zeit und das Geld vertrieben. In dieser Stadt nun trug sich im Sommer des Jahrs 1814 folgendes zu:

Auf einem der Felsen am Gernsbacher Wege ließ sich, am hellen Tag, ein Bergweiblein sehen. Von den Seesträulein hatte man sonst wohl gehört, die im Mummelsee wohnen, aber ein Bergweiblein war, in dieser Gegend, etwas unerhörtes. Das Gerücht davon verbreitete sich augenblicklich durch die Stadt, und Jung und Alt strömte hinaus, und sah nach dem Felsen hinauf, wo das Ding saß. Es war gräulich von Farbe, wie alle Bergmännlein und Bergweiblein, und hatte eine rothe Kappe auf dem Kopfe. Das Bergweiblein streichelte sich die Haare und wuschte sich die Augen aus, und schien recht neugierig in die Welt zu schauen, als hätte es nie vorher Berg und Thal und Häuser und Menschen gesehen. Auf einmal fieng es zu tanzen an, gleichsam um dem neugierigen Haufen ein Probblein seiner Geschicklichkeit zu geben. Die Leute standen da, und wußten nicht, was sie denken oder sagen sollten. Dem Hausfreund war es aber eben so gegangen, wenn er dabei gewesen wäre. Manchem wurde es sogar unheimlich, und Niemand wagte es, hinauf zu gehen, und sich bei dem Bergweiblein des Nähern zu erkundigen, von wannen, wohin, und so weiter. Das dauerte ein Paar Stunden, und der Gaffer wurden immer mehr, und ein jeder sagte seine

Meinung, und wer keine hatte, zuckte die Achsel. Da sah man plötzlich zwei Männer auf den Felsen, wie aus den Wolken kommen; diese nahmen das Bergweiblein, mir nichts, dir nichts, beim Schopf, und gingen mit davon.

„Die bringens herunter,“ riefen mehrere, und alles rannte den Männern entgegen. Bald sah man sie aus dem Wald kommen, und der eine trug das Bergweiblein mit der rothen Kappe auf dem Arm. Endlich sah man, daß es — ein Affe war. Das närrische Thier war seinem Herrn aus dem Gasthaus entlaufen, und hatte sich in der Gegend umsehen wollen.

Merks! Es giebt Leute, die einen Affen für ein Bergweiblein ansehen. Der Hausfreund hat sogar Affen gesehen, die von Manchen für Menschen gehalten wurden.

Die Verwechslung.

Der Herr Chirurgus von Brassenheim in seiner Jugend, als er auf Reisen war und von Freiburg, wo er studirt hatte, weiter in die Welt gehen wollte, wanderte eines Abends spät auf einen finstern Wald zu, den er noch passieren mußte, um jenseits eine Herberge zu finden. Es war ihm doch bei aller Kurasche, die er schon damals hatte, ein wenig unheimlich, so ganz allein durch den langen Wald zu ziehen, und er wünschte sehr, selbender zu seyn. Das Glück war ihm auch jetzt, wie immer, günstig. Denn am Eingang des Waldes holte er noch einen Herrn Franziskaner ein, welcher ebenfalls sehr erfreut war, einen Wandersgefährten zu bekommen. Und als sie eine Strecke hinein waren, da kam ihnen noch ein Bauersmanns nachgeleucht, welcher die Herren ganz manierlich, denn er war nicht so unäußerlich, wies viele gibt, fragte: „ob es erlaubt sey, in ihrer Gesellschaft zu gehen?“ Sie dachten, je mehr, je besser, und

wanderten unter allerlei Gesprächen mit einander. Freilich gieng es etwas langsam wegen dem Herrn Pater, der ziemlich beleibt war und manchmal ein wenig verschlafen mußte. Doch wollten ihn die andern nicht im Stich lassen, und so kam es, daß sie schon in der Mitte des Waldes von der stockfinstern Nacht überfallen wurden. Sie zogen indeß immer fürdaß, in der Hoffnung, daß sie bald das Ende erreichen werden. Aber auf einmal sagte der Barbier: „ich kann keinen Weg nicht mehr erkennen;“ und der Franziskaner: „Ich bleib alle Augenblick hängen;“ und der Bauer: „mir hat eine Hecke den Hut abgestreift, wir müssen verirrt seyn.“ So wars auch. Und indem sie den rechten Weg wieder suchten, kamen sie immer mehr davon ab, nach dem Sprüchwort: ist man verirrt, so wird man verwirrt, zumal bei der Nacht in einem dicken Wald. Der Vorschlag des Bauers, als sie auf einen ziemlich freien, Platz kamen, fand deswegen Beifall, daß sie wollten versuchen, ein Feuer anzumachen, und dann in Gottes Namen den Tag abwarten. Der Barbier war ein Tabäcker und hatte Feuerzeug und ein halbes Schwefelholz bei sich, und so kam das Feuer bald zu Stand.

Als sie sich nun um dasselbe gelagert hatten und bald Zungen und Augen nicht mehr pariren wollten, da hieß es, alle drei dürften doch nicht mit einander schlafen, weil man nicht wissen könne, was in dem Walde stecke, und weil das Feuer müsse unterhalten werden.

Sie zogen also das Hälmle, welcher zuerst wachen mußte, und das Loos traf den Barbier, welcher nach zwei Stunden den Bauer, als den zweiten wecken sollte. Der Barbier kriegte nun seinen Ulmer heraus, und während die andern ein schönes Stücklein mit einander schnarchten, sie waren beide das Hartliegen gewohnt, so sann er hin und her, was er doch auch zum

Zeitvertreib in den zwei Stunden anfangen soll. Endlich langte er aus seinem Bindzeug die Scheere hervor, schlich zu dem fest schlafenden Bauer und schor ihm den Kopf so kahl, als wenn er ihn zu einer Perücke hätte präpariren sollen. Wie nun die zwei Stunden um waren, sah er auf seiner Uhr, die er bei seinem Abzug von Freiburg wieder eingeklebt hatte, da schüttelte er den Bauer. Und als diesem der Schlaf nicht aus den Gliedern wollte, da sieng er an, sich artig zu strecken, und da kam er, wie das zu gehen pflegt, und wies der geneigte Leser alle Morgen selber probiren kann, mit den Händen auf den Kopf. Da brach er in ein lautes Gelächter aus und rief: „Was doch der Barbier für ein dummer Kerl ist, er hat mich wecken sollen und wekt den Franziskaner!

Das erzählt der Barbier. Aber wie ihm der Bauer, nachdem er zur völligen Besinnung gekommen war, seinen kahlen Kopf gedankt hat, das erzählt der Barbier nicht.

Bequeme Schifffarth, werß dafür halten will.

Ein Schiff wurde von Mannheim den Neckar hinauf, nach Heidelberg gezogen. Kommt hinterdrein mit vollem Felleisen und ein Paar heraushängender Stiefelschuhe, ein Handwerksbursche. „Darf ich auch mit für Geld und gute Worte. Was muß ich geben?“ Der Schiffmeister, der ein gar lustiger Cumpan war, sagte: „Fünfzehn Kreuzer, wenn ihr ins Schiff wollt sitzen. Wollt ihr aber helfen ziehen, nur sechs. Das Felleisen könnt ihr mir in das Schiff werfen, es hindert euch sonst nicht.“ Der Handwerksbursche sieng an zu rechnen. „Fünfzehn Kreuzer — Sechs Kreuzer — Sechs

von Fünfzehn bleibt Neun.“ Die neun Kreuzer dachte er, kann ich verdienen. „Wenns denn erlaubt ist,“ sagte er, und warf das Felleisen in das Schiff. Hernach schlang er eins von den Seilern über die Achsel und half ziehen, was er nach Leibeskräften vermochte. „Wir kommen eher an Ort und Stelle,“ dachte er, „wenn ich nicht laß bin.“ In Heidelberg aber entrichtete er sechs Kreuzer Fährgeld — für die Erlaubniß mit zu ziehen, und nahm das Felleisen wieder in Empfang.

Zwei Spracherinnerungen.

Ein guter Theil der geneigten rheinländischen Leser wird ersucht, zwischen den Wörtern „Lehren“ und „Lernen“ einen Unterschied zu machen. Lehren heißt Unterricht geben. Lernen, das heißt Unterricht empfangen und annehmen. Man kann nicht sagen: „Der Herr Provisor hat mich die Regel detri gelernt“, sondern, „der Herr Provisor hat mich die Regel detri gelehrt,“ oder, „ich habe sie bei ihm gelernt.“ Nicht so: „Lern' mich das und das, damit ichs auch kann,“ sondern so: „Lehr' mich das und das. Gewissen geneigten Lesern hat es bei dem Anfang dieser Erinnerung wollen ein wenig Angst werden, die da glaubten, es komme etwas anderes und sie seyen gemeint. Nein selbige sichts der Hausfreund nicht an. Er will nur denjenigen ein wenig behelsslich seyn, die gern hochteutsch sprechen möchten, und haben es doch nicht recht im Gang. Der Hausfreund kennt einen zum Beispiel, der die ganze Woche spricht nach Landesart, wie es auf selbigen Bergen seit den Urgroßväterlichen Zeiten üblich ist. Aber am Sonntag thut ers nicht anders. Am Sonntag muß Hochteutsch gesprochen seyn. Er sagt: „Es hat

mich weil Mühe gekostet, so zu reden daß man's gleich zu Papier bringen könnte. Aber jetzt geht es anfangen.“ An hohen Festtagen thut er auch etwas Französisch dran wie Knoblauch aus Sauereissen.

Zweite Erinnerung. Auch wollte man gefällig einen Unterschied machen zwischen den zwei Ausdrücken: „Es ist“ und „Es war.“ „Es ist“ sagt man von demjenigen, was in der gegenwärtigen Zeit geschieht oder seinen Bestand hat, während dem daß man davon redet. Z. B. Es ist heute Sonntag. „Es war“ sagt man von demjenigen was in der vergangenen Zeit geschah oder seinen Bestand hatte, und sich nimmer so befindet, während dem man davon spricht. Der Herr Schulmeister, wenn er früh um halb neun Uhr das Lied bei dem Pfarrer holt, soll nicht sagen: „Es war Gottlob heut ein schöner Tag,“ sondern, es ist ein schöner Tag. Ein Vater, der ein frommes Töchterlein hat, soll nicht sagen: „sie war ein wohlgestittetes, züchtiges Mägdlein,“ sondern: „sie ist es,“ das andere kommt noch früh genug wann sie aufgehört hat, es zu seyn. Kurz, wo man in der gemeinen Rede sagt, es ist, da sagt man es auch in der hochdeutschen. Es kann nicht fehlen.

Der Savoyarde.

(Mit einer Abbildung.)

Schwester, warum bist du doch seit einiger Zeit sogar niedergeschlagen? Das Roth deiner Wangen ist verbleicht und kein munteres Liedlein wird mehr von dir, wie sonst, gesungen. Ist dir etwa ein Unglück begegnet, so vertraue es deiner Schwester, die dich ja so zärtlich liebt.

So sprach eines Tages Frau Lena zu ihrer jüngern Schwester Johanna. Freilich war die ser ein Unglück begegnet und zwar ein sehr großes und sie vertraute es ihrer Schwester und der geneigte Leser wirds auch erfahren

und noch mehr dazu, wenn ihm die folgende Erzählung nicht zu lang ist.

In einem der schönsten Thäler des Landes Savoyen lebte ein wackerer Landmann Namens Leonhard, welcher zugleich der Schulze der Thalgemeinde war. Wegen seiner strengen Rechtsschaffenheit war er bei allen seinen Stabsuntergebenen geehrt und bei dem, der kein gutes Gewissen hatte, gefürchtet. Denn er war der Meinung, er sei nicht deswegen Schulze geworden, daß die Leute, wenn er durchs Thal oder Dorf gienge, nur die Hute vor ihm abzögen, sondern eher deswegen, daß er dieses durch Rath und That verdiene. Von seiner Frau hatte ihn vor einigen Jahren der Tod geschieden, aber die Scheidende hatte ihm zum Ersatz 2 Töchter hinterlassen, die seine Freude waren. Die ältere, war bereits verheirathet und versah daheim das Hauswesen. Die jüngere war 16 Jahre alt und kam nur des Abends nach Haus, denn sie hütete, wie dort die schöne Rahel die Schaafe ihres Vaters. Auch Johanna war von so einnehmender Schönheit, so heiteren Gemüths und so fröhlichen Herzens, daß alle junge Pürsche im Thal, die zwanzig Jahre alt und drüber, auch wohl darunter waren, wenn sie den Hut vor dem Herrn Schulz abzogen, in ihrem Herzen dachten: wenn ich nur sagen könnte: Guten Tag Herr Schwäher!

Der Berg, an welchem Johanna ihre Heerde weidete, hatte sich durch seine Schönheit und die herrliche Aussicht, die man darauf hatte, unter dem Namen des Schönbergs berühmmt gemacht und wurde von allen fremden Reisenden besucht und bestiegen. Mancher stieg hinauf aus keiner andern Ursache, als weil es andere auch gethan hätten, und damit er da oder dort im Adler oder in der Krone, wenn er gefragt wurde: Habt Ihr den Schönberg gesehen? sagen konnte: freilich, ich bin ganz droben gewesen und hab durch mein Perspektiv über ganz Italien weggeschaut.

D

So etwas gibt ein Ansehen. Mancher ergötzte sein Aug und Herz an der herrlichen Aussicht und fühlte wohl auch den grossen Gedanken an den Schöpfer der Welt und ihrer Reiche und Herrlichkeiten durch seine Seele zuken. Aber wenn er wieder hinab kam aus der Wolken Revier auf die niedere Erde, da sanken auch seine Gedanken wieder herunter, so tief, als sie gewesen waren. Ein solcher war auch der Engländer, den wir jetzt oben herabkommen sehen. Denn wenn dort oben die Majestät der Allmacht durch sein Auge recht tief in sein Herz gedrungen wäre, so hätte er nicht schon wieder Böses im Sinn haben können. Aber als er sich ermattet und erhitzt an einer Quelle niederwarf, als die gutmähige Johanna zu ihm lief und ihm ihr Obst und ihre Milch brachte, als er die schöne Schäferin freundlich betrachtete und ihr, nachdem er sich erlabt hatte, einige Dublonen schenken wollte, welche sie aber durchaus nicht annahm, da war noch alles in der Ordnung. Aber als er es nicht anderst thun wollte, als seine schöne Wohlthäterin zur Dankbarkeit, wie er sagte, unter die Bäume begleiten, wo ihre Heerde rastete, da hatte er Böses im Sinn und — hats auch ausgeführt. Von dieser Zeit an war der freudige Geist von Johanna gewichen. Zwar hatte sie einen schönen grünen Diamant am Finger, aber er konnte ihr des verlorne Kleinod nicht ersetzen. Zwar guckte sie sich schier die Augen aus nach der Strasse von Genf, aber es kam kein Engländer zurück, wie er versprochen hatte. Endlich gelang es ihrer Schwester, ihr das Geheimniß abzufragen, aber wie erschrak diese, da sie mehr erfuhr, als die arme Johanna selber wusste! da war guter Rath theuer. So viel war ausgemacht, daß Johanna dem strengen Vater, sobald er ihren Zustand erfuhr, nicht mehr unter die Augen dürfe, und darum war es besser, meinte die Schwester, wenn sie gleich ihr Bündlein mache und in einen eins Tag-

reise entfernten Flecken wandere, wo der alte Pfarrer ein weilläufiger Verwandter ihrer verstorbenen Mutter war. Dieser werde ihr weitem Rath ertheilen und sie wolle indessen den Vater zu besänftigen suchen, auch ihr von Zeit zu Zeit etwas Geld schicken, damit sie auf einen gewissen Fall nicht Noth leiden dürfe. Das war eine gute Schwester, denkt der geneigte Leser, und der Hausfreund denkt es auch und es freut ihn, daß der Rath, der sonst ein wenig nützlich aussieht, nicht so schlimm ausgefallen ist. Zwar der strenge Herr Leonhard war schrecklich aufgebracht und erklärte, daß ihm die Schändliche nicht mehr vors Angesicht dürfe. Da war dem der Herr Schutz, mit allem Respekt vor seiner sonstigen Rechtschaffenheit kein guter Vater, weil er sich sonst seines verführten Kindes würde erbarmet haben. Indessen hatte Johanna bei dem alten Gottesmann eine Aufnahme gefunden, wie sie kaum zu hoffen wagte. Er versprach ihr, für sie zu sorgen und ihren Aufenthalt geheim zu halten, bis ihr Vater selbst wieder nach ihr fragen werde.

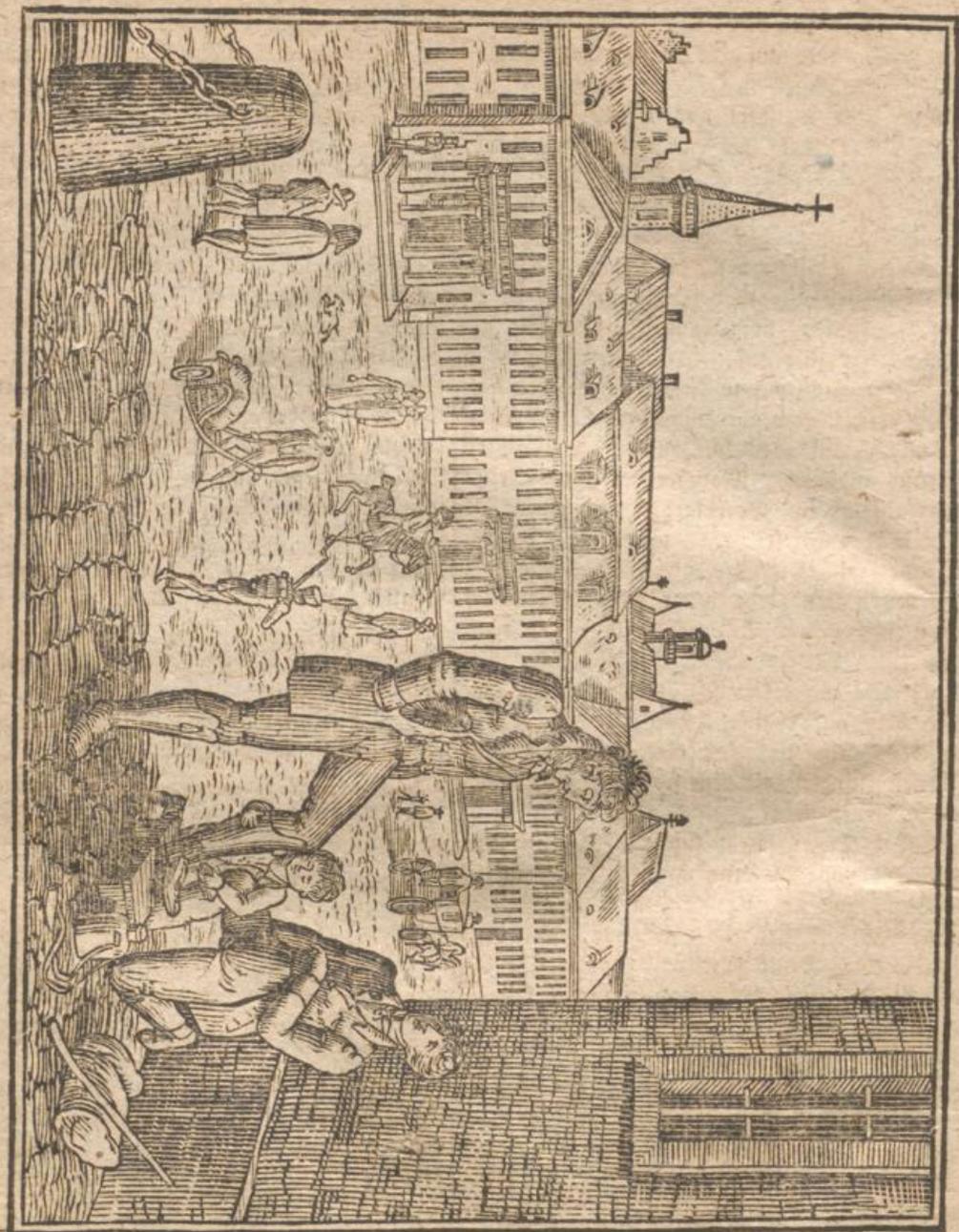
Des andern Tages suchte er ihr bei einer armen, einsamen Wittwe des Orts ein Kämmerlein und gab und veranstaltete was Noth war. Und als nach etlichen Monaten ein ergheldner Knabe auf ihren Armen lag, da konnte Johanna die Zeit fast nicht erwarten, ein Vorhaben auszuführen, mit welchem sie sich schon lange beschäftigt hatte. Sie hielt es nämlich für Unrecht, ihrer Schwester und ihrem Wohlthäter länger zur Last zu fallen. Sie dachte: ich will in die weite Welt gehen und versuchen, ob ich es durch Fleiß und Tugend so weit bringen kann, daß ich an eine Ausöhnung mit meinem Vater denken darf. Als nun Joseph, so hieß ihr Knabe, anderthalb Jahre alt war, so schrieb sie dem Herrn Pfarrer einen rührenden Brief, worin sie ihm ihr Vorhaben kund that, und ihn flehentlich bat, ihr nicht weiter nachzufragen, sondern

sie ihrem Schicksal zu überlassen. Und nachdem sie mit ihrer Hausfrau alles berichtet hatte, so zog sie, den kleinen Joseph bald an der Hand, bald auf dem Arm, guten Muthes von dannen.

Aber jetzt wandert aus einem Thore zu Genf ein kleiner Savoyarde in einem braunen Wammes und einer rothen Kappe, einen dicken Stok in der Hand und auf dem Rücken einen Tornister, auf welchem ein Kind sitzt. Kennt der geneigte Leser die schöne Johanna? Sie hat ihre Kleider verkauft und sich in einen Savoyarden umgewandelt. Mancher geneigte Leser, der auf seinen Reisen die großen Städte in Italien und Frankreich gesehen hat, kennt ja die Savoyardenjungen, die an allen Ecken und auf allen Plätzen ihre vielfältigen Dienste anbieten. Mancher hat sich vielleicht auch einmal im Vorbeigehen von einem die Schuh oder Stiefel buhen lassen, oder hat zugehört, wie es anders thun ließen. So steht jetzt unser Savoyarde unter dem Namen Johann mit einem Schemel, etlichen Bürsten und einer Flasche voll Schuhschwärze, das Brüderlein unzertrennlich bei ihm, den ganzen Tag auf dem Schloßplatze der großen Stadt Turin und fast ein jeder will dem schönen Jungen mit dem schönen Kinde etwas zu verdienen geben.

Eines Tages stellt sich ein Fuß auf den Schemel und Johanna greift, ohne aufzuschauen, zur Arbeit. Als aber der Stiefel rein war und sie jetzt aufschaute, um dem Herrn einen Wink zu geben, da fiel ihr die Bürste aus der Hand und sie wäre fast in Ohnmacht gesunken, denn — es war der Engländer. Sie starrte ihn, zitternd am ganzen Leibe, an, und der kleine Joseph ergreift die Bürste, um das Werk des Bruders fortzusetzen. Der geneigte Leser sieht auf der Abbildung, wie der Engländer, der einen Fuß auf dem Schemel mit Erstaunen den vor ihm knieenden, zitternden Savoyarden betrach-

tet und wie indessen der Kleine mit der Bürste so emsig ist. Endlich fragte der Engländer den Savoyarden, was ihm fehle? und als dieser eine Entschuldigung antwortete, so schlug die süße Stimme einen Ton an, in seinem Innern. Und als er weiter fragte, wie er heiße? und er antwortete Johann — und wo er her sey? aus dem und dem Thal in Savoyen — und ob er auch eine Schwester habe? Ja — und wie sie heiße? Johanna — Und wo sie sey? und er antwortete: O, ich weiß es nicht, — sie wird als eine Unglückliche gestorben seyn — da tönte es noch lauter und so stark, daß er schier sein eigen Wort nicht mehr hörte. Er blieb eine Weile stumm. Abdann: Höre, Johann, du gefällst mir, du sollst nicht mehr Schuhpuher, sondern mein Bedienter seyn und es gut haben bei mir, wenn du dein Lebtag bei mir bleiben willst. So sagte der Engländer. Aber der Johann schüttelte den Kopf und sagte: das ist nicht möglich, mein Herr. Und warum nicht? weil ich mich um alles in der Welt nicht von meinem Bruder trennen kann. Das sollst du auch nicht, erwiederte der Engländer, er soll bei dir bleiben und ich will ihn so lieb haben, als wenn er mein eigen wäre. Da häpfte der gute Johanna das Herzlein im Leibe und des andern Tages war sie der Bediente und in kurzer Zeit der Liebling des Engländer. Auch der kleine Joseph hatte ihn bald durch seine Liebkosungen und kindischen Spässe so bezaubert, daß er fast keine Stunde ohne ihn seyn konnte. Das wußte er sich nicht zu erklären, aber der geneigte Leser weiß es wohl und erkennt darin den geheimen heiligen Zug der Natur. Aber Johanna hatte keinen leichtesten Dienst bei ihrem Herrn, und wenn sie seine Liebesbrieflein hin und her tragen und ihn hiez zu dieser, bald zu jener Buhlerin, wenn er bei ihr zu Nacht speiste, begleiten mußte, da fiel es ihr oft schwer aufs Herz. Nicht viele geneigte Leserinnen würden sich das ha-



ben gefallen lassen, allein Johanna dachte, mag es mit mir kommen, wie es will, wenns nur für meinen Joseph gut kommt.

Einmal, es war schon ziemlich spät in der Nacht, als der Engelländer von einer neuen Geliebten nach Haus kehrte, da schickte ihm die alte drei Banditen oder Meuchelmörder, welche man dort, wie hier zu Land die Tagelöhner haben kann, auf den Hals, daß sie ihm einen andern Weg zeigen sollten. Sie kamen eben um eine Ecke, da blitzte ein Dolch auf den Engelländer, aber in dem Augenblick stellte sich Johanna vor ihn und stürzte, vom Dolche getroffen, zu Boden. Da brüllte der Engelländer vor Wuth, als er seinen treuen Bedienten fallen sah, rannte mit seinem Degen den Mörder nieder und jagte die andere in die Flucht. Jetzt wird der geneigte Leser fast errathen, wies kommen wird. Der Herr hob seinen treuen Bedienten auf, drückte ihn an seine Brust, rief ihn weinend bei seinem Namen, allein er antwortete nicht. Er trug ihn auf den Armen in sein Quartier, legte ihn auf sein eigenes Bett, allein, noch kein Zeichen des Lebens. Er schickte nach einem Wundarzt, und bis dieser kam denkt er: ich will indessen selbst dem Unglücklichen zu helfen suchen, so viel ich kann, knüpfte ihm das Halstuch und die Weste auf und was er jetzt erblickt, das weiß der geneigte Leser, ob er gleich nicht weiß, daß auch der Demantring an einer Schnur auf der Brust der Johanna hing. Jetzt ist dem tieferschütterten Engelländer alles klar, aber er zwingt sich, zu schweigen. Die Wunde war nicht gefährlich, und nachdem sie gewaschen und verbunden war, da schlug Johanna die Augen auf und ahnete nun wohl, daß ihr Geheimniß entdeckt sey. Bestürzt und verschämt verhüllte sie ihr schönes Gesicht. Aber der Engelländer ließ den Wundarzt hinausgehen, kniete neben dem Bette nieder, und, indem er ihre Hand ergriff, Johanna! rief er, denn das bist du,

meine Johanna, die ich so schändlich betrogen habe. Du hast mir nicht nur das Leben gerettet, sondern du hast mir auch über meine Ausschweifungen die Augen geöffnet und mich der Tugend wieder gegeben. Auf meinen Knien bitte ich dich, gib mir am Altar deine Hand, und vollende als meine Gattin dein schönes Werk." Das war gut gesprochen von dem Engelländer, und wenn der geneigte Leser schon halber mit ihm ausgesöhnt war, so wird ers jetzt ganz seyn. Johanna konnte vor Freudenthränen nicht antworten, aber sie deutete mit der Hand auf den kleinen Joseph, der eben zur Thüre herein kam, weil er das Unglück seines Bruders erfahren hatte. Der Engelländer verstand den Wink; nahm den Sohn auf die Arme und gab ihm den Vaterkuß.

Nach 14 Tagen war Johanna völlig hergestellt und nun gieng es, was 4 Postpferde erlaufen mochten nach dem Flecken, wo Joseph geboren war. Der ehrwürdige Pfarrer und die arme Wittwe bewunderten mit gefalteten Händen die Wege der Vorsehung und das Glück der geliebten Johanna. Dem Herrn Schulz und seiner Tochter Lena wurde entboten zur Hochzeit zu kommen. Da war Freude vor dem alten Vater über die verlorne und wiedergefundene Tochter. Aber es war auch Freude im Himmel über einen Sünder, der Buße thut. Nach der Hochzeit kaufte der Engelländer der Schwester Lena ein nettes Landgut, weil der Vater durchaus nichts annehmen wollte. Aber die arme Wittwe, die ihr in ihren Nöthen beigestanden war, stieg mit der jungen Frau in den prächtigen Wagen, um lebenslang bei ihr zu bleiben. Sie wird jetzt wohl gestorben seyn. Aber Johanna und ihr Gemahl leben noch zu London in Liebe, Reichthum und Ehren, und Joseph hat bald so viele Brüder, als einst sein Namensbruder im alten Testament.

Wie der Zundelfrieder Soldat wird.

Seitdem im Jahr 1776. des Zundel Heiners Kamerad der dicke Zainenmacher genannt, vom Waidgesell Eckerlin zu Brihingen, auf der Buchmatte einen Schuß bekam, woran er elendiglich sterben mußte, hatte der Zundel Heiner eine solche Furcht vor allem Schießgewehr, daß er allemal am ganzen Leibe zitterte, wenn er einen Schuß hörte. Damit man ihm zu Ehren in keinem Orte schießen und einen unnöthigen Aufwand machen möchte, so beschloß er seinen Namen Zundel Heiner zu ändern und unter dem angenommenen Namen Zundel Frieder infognito in Deutschland herum zu reisen. Damals konnte ein ehrlicher Kerl, wie er, auch noch sein reichliches Auskommen finden, da noch Geld unter den Leuten war. Ein damaliger Tagelöhner würde nicht mit einem reichen Bauern je länger Zeit getauscht haben. Es gab kein Dorflein, wo nicht einer, oder der andere sich fand, mit welchem Zundel Frieder seine Wechselgeschäfte mit Profit treiben konnte. Hat er doch in Kirchhofen in einer Stunde 800 fl. profitirt. Als aber die Franzosen Anno 1796 Deutschland überschwemmten, da wars nicht anders, als wenn aller Regen auf einmal von der deutschen Erde verschwunden wäre. Da der Zundel Frieder hinkam, war schon geendet und er klagte oft: „unser Handwerk ist gar zu übersetzt, daß ein ehrlicher Kerl, wie unser einer ist, nichts mehr erwerben kann. Nur hier und da fand sich noch etwas auf einem ungewissten Danke, das er zur Fristung seines Lebens mitgehen ließ. Deswegen war er nie ein Franzosen Freund, sah sie für seine Broddiebe an und wünschte nichts mehr, als daß ihnen die langen Finger gestutzt werden möchten. Endlich sah er seinen Wunsch erfüllt und die Franzosen wurden vom teutschen Boden vertrieben. Im Laume der Freude ließ sich sogar der Zundel Frieder bei aller seiner Scheu vor Schießgewehren unter ein Preussisches Infanterie Regiment anwerben und zog mit diesem über den Rhein.

Meine Leser denken vielleicht, er werde abseggewirtschaftet und, wo er hinkam, aufgeräumt haben. Fehlgeschossen. „Man muß ihnen zeigen, sagte Zundel Frieder, daß der Deutsche Ehr im Leibe hat.“ Das Rauben und Plündern hielt er unter seiner Würde; aber während stürzte er sich in das Gewühl der Schlachten und zeichnete sich durch seine Tapferkeit aus. Bei Brienne erhielt er eine Blessur am Fuße, wodurch er zum Felddienst untauglich wurde. Zur Belohnung seiner Tapferkeit wurde er nachher beim Verpflegswesen angestellt. Hier war er recht in seinem Element. Anfänglich, ehe er sich in den Gang der neuen Geschäfte einstudirt hatte, wollte es nicht recht gehen und er blieb gegen seine Kollegen zurück. Bald aber kam er ihnen gleich und erwarb sich in kurzer Zeit eine schöne Summe. Glaubt etwa jemand, er habe betrogen, so können wir ihn versichern, daß er es nicht that; denn man hörte ihn gar oft selber sagen: „wer nicht weiß, was ehrlich seyn ist, der darf nur, wie ich, beim Verpflegswesen angestellt werden, da lernt man es.“ So hat der Zundelfrieder gesagt.

D i e K u r.

In Polen geht es bekanntlich in manchen Städten polnisch zu, unter andern sind in dem Lande wenige Gewerbe, und diese werden meist von Israeliten getrieben. Die Wirthe, zum Beispiel, sind fast überall Juden, und in dem Herbergen sollen allerlei Gäste logiren. Auch die Bartscheerer sind dort meist vom auserwählten Volke, und kann Einer, ausser dem Barttragen, auch noch zu Ader lassen, und Weinstein und Nhabarber verschreiben, so heißt er Herr Doktor. In einem polnischen Städtelein wurde ein solcher Doktor zu einem kranken Mann gerufen, der wohlhabend war, und Frau und Kinder hatte. Der Herr Doktor wurde gebeten, alle seine Kunst aufzubieten, und die Frau heilheuerte, sie wollte sich

gern das letzte Hemd kosten lassen, um dem Vater ihrer Kleinen das Leben zu retten. Der Herr Doktor betrachtete den Kranken eine Weile, und sagte dann recht gravitänisch: Er hat zu viel Unreinigkeit im Magen — ich will ihm ein Tränklein schicken zum Abführen, morgen ist er wieder gesund.

Das Tränklein kam und wurde genommen, aber der Kranke wurde nur noch kränker.

Was gilt's, murmelte der Israelit, es ist noch etwas zurückgeblieben. Eine ordentliche Portion Brechweinstein soll alles rein machen.

Der Brechweinstein wurde ebenfalls genommen und die Krankheit nahm zu.

Eine Aderlässe fehlt noch, versicherte der Doktor am zweiten Tage, und zapfte dem Kranken die Hälfte seines Bluts ab. Am fünften Tag saß mit dem Patienten noch schlimmer aus. Das Fieber wurde heftiger und er redete ärr.

Dacht ichs doch, sagte der Arzt, und streich sich den Bart. Es steckt noch etwas zwischen Haut und Fleisch, das muß heraus. Die Schrepfföpfe wurden angelegt, und der Kranke nahete sich zusehends seiner Auflösung. Der Herr Doktor wurde am Logis gerufen — er sann lange hin und her, und sprach endlich mit bedeutender Gebärde: Ein Mittel weiß ich noch — o so wenden Sie's an, Herr Doktor, tiefen Frau und Kinder aus einem Munde!

Ein Mittel — hilft's nichts, so schadet's nichts. Ich will ihm einen Zahn ausbrechen.

Die Kur wurde vorgenommen, aber der Patient starb während der Operation.

Rheinischer Städtebund um das Jahr 1250,
unter Ludwig dem Strengen.

Wie Leib und Seele in ewigem Streit sind, so der Kaiser, der höchste Herr des Zeitlichen, und der Pabst, der höchste Herr der Geistlichen, in den mittleren Jahrhunderten. Daraus erwuchs viel Unheil allem, fürnemlich dem deutschen Volk. Deutschland in aller Kraft und Gesund-

heit litt Schmerzen an seinem Haupte. Die mannhaften Kaiser schwäbischer Abstammung hatten sich müde, ohnmächtig oder zu Tode gekämpft, oder der Pabst betrachtete sie als todt. Sein Fluch brückte sie. Er vergab damals die Kronen der Welt, nicht ohne Widerspruch der Könige — nicht ohne Seufzen der Völker. Die deutsche Krone both er rings herum 5 fremden, aber schwachen Herren an, damit ihm keiner mehr über den Kopf wachse. Aber die Herren bedankten sich der kostspieligen und streitigen Ehre, bis auf den jugendlichen Graf Wilhelm von Holland, der nicht stark genug war, der allgemeinen Verderbniß zu steuern. Mit jedem Tag wurde der Zustand in Deutschland wilder und gesetzloser, zumal am Rheinstrom, wo so viele Ritterburgen standen. Das Faustrecht herrschte, der Adel raubte, die Fürsten plagten mit Böllen, die Juden mit Buchern die Strassen, die Flüsse und der Landbau waren unsicher, Gewerbe und Handelschaft lagen darnieder, Niemand wollte mehr unterthänig seyn, unbillige Gewalt schwebte empor und drängte die Städte. Einige rheinische Städte verbanden sich zur gegenseitigen Hilfe, aber nicht nachdrücklich genug. Am Margarethentag 1254 traten endlich auf Antrieb eines mächtigen Mainzers Worms und Mainz und hierauf über 70 Städte des Rheins, nach Art der Lombarden in Italien und der teutschen Hansee, von Zürich und Basel bis Köln in eine große Bräderschaft zusammen. Zu den Bundesstädten gehörten auch außer den genannten und den Nachbarinnen Kotmar, Straßburg, Speyer, Wimpfen, Frankfurt, die vaterländischen Breysach, Freyburg und Heidelberg. Zum Bundeshauptmann machten sie den ansehnlichsten Herrn dieser Landschaften, Ludwig, den Strengen, Pfalzgrafen am Rhein und Herzog von Bayern. Viele Bischöffe, Fürsten, Grafen und Ritter gestellten sich zum Rheinbund, Einige freywillig, Andere aus Zwang; es verdroß die Raublustigen, daß die Krämer über adliche Männer

gebieten sollten. Der Rheinbund zählte 27 weltliche Bundesglieder, aber nur ein einziger Herr aus unserm Vaterlande schwur zu ihm, Kunrad auf der weitstrahlenden Strahlenburg an der Bergstraße. 100 Jahre grante bereits sein Familienstamm in 2 Nesten auf dem nun ebenfalls verfallenen Hirzberg an der Bergstraße und auf Strahlenburg. Da, wo jetzt hoch über Schriesheim Kastanien und Mandeln blühen, und der Thurm, fast der zermalmenden Zeit trotzend, stolz in das fruchtbare Thal herabsieht, schirmte Kunrad die Bergstraße. Ludwig der Strenge brachte ein stattliches Bundesheer zusammen, erniedrigte viele Raubburgen und die gesteigerten Zölle, dämpfte die Vermessenheit und wehrte der Habsucht der Juden. So eifrig und nachdrucksam aber auch der Rheinbund begann, so dauerte er doch nur 9 Jahre. König Wilhelm, der ihm hold war, gieng in der reißenden Fluth der Unruhen unter. Ludwig, der Strenge, die Seele und Kraft des Bundes, wurde von einem unglückseligen Verhängniß anderswohin fortgerissen. Eben stand er am Rhein und strafte die Verstörer des Landfriedens, als ein fast zärtlicher, wiewohl unschuldiger Brief seiner Gemahlin an einen Grafen mit rothem Siegel durch Verwechslung an ihn gelangte; da er den schwarz besiegelten hätte bekommen sollen. Der Pfalzgraf entflammt, springt Tag und Nacht, ohne Halt und Gruß, den Begegnenden, fort, um als Bürgengel über die in seinen Augen Schuldbestekte zu kommen. Thränen, heilige Beteuerungen, Kniefall, Flehen und Aufschub, alles umsonst. Das schöne Haupt fällt unter dem Nacheschwert; auch einige Hoffräulein werden hingerichtet. Gerade einige Jahrhunderte früher hatte Gertrud, insgemein Genoseva, ebenfalls eine brabantische Prinzessin, eben falls durch einen Pfalzgrafen Siegfried auf gleichen Verdacht hin, den FeuerTod erleiden sollen. Seit dieser Stund hieß Ludwig der Strenge; aber er selbst entfetzte sich ob der

raschen Bluthat also, daß der 26jährige Jüngling in einer Nacht soll ergraut seyn. Da schwebte ihm nicht mehr der Rheinbund, sondern das blutige Bild der gemordeten Unschuld vor. Doch trug hauptsächlich der Bund den Keim seines Verderbens in sich selbst. Die Bundeskette war lang aber nicht innig und fest geschlungen, ein sonderbares Gemische von Freund und Feind, von freien und eingezwängten Gliedern, von gewalthätigen Herren und freiheitslüchtigen Städten; Vertrauen und Eintracht fehlte, der Riß wurde leicht; besonders da das Ganze keine starke Hand mehr zusammenhielte.

Die Selbstüberwindung.

Während die gute Marei daheim mit Augen voll Thränen und mit der ängstlichen Sorge im Herzen: „was werden wir essen, was werden wir trinken und womit wollen wir uns kleiden?“ ihre 6 armen Kinder ansieht und nachher den Abendsegen betet, um ihr schweres Herz zu erleichtern, sitzt Martin, ihr Mann, im Wirtshause unter lustigen Gesellen und trinkt am 5ten Schöpplein; aber es war nicht das letzte. Herr Adlerwirth sagte er, noch eines, ehe man das Lumpenglöcklein läutet. Das sechste Schöpplein fand seinen Weg besser, als Martin den seinigen nach Hause; denn er rannte bald an einen Wagen, bald lief er in einen Pflug, oder in eine Egge, die nach der Brassheimer Polizeiordnung den Betrunknen zum Tort auf beiden Seiten der Straße standen. Doch endlich glückte es ihm nach langem Laviren sein Haus zu finden. Seine Frau hörte ihn wohl zur Thür hereinstolpern, aber sie war so vernünftig, daß sie immer stille schwieg, wenn ihr Mann einen Rausch hatte; desto mehr drang sie mit Flehen und Ermahnen in ihn, wenn er nüchtern war. Aber bei allem Versprechen der Besserung blieb Martin doch immer, wie er war, ja es wurde noch

täglich ärger mit ihm. Als sich die arme Frau nicht mehr zu helfen wußte, so suchte sie Rath und Trost bei ihrem Pfarrer und schilderte diesem unter Vergießung bitterer Thränen ihre Noth und den Leichtsinn ihres Mannes. Martin mußte im Pfarrhause sich stellen und sein Gewissen sagte ihm zum voraus die Lection, die er daselbst erhalten würde. Mit Liebe und Ernst redete ihm der wackere Pfarrer ans Herz und der gerührte Martin verspricht sich von nun an ganz zu ändern, „aber, Herr Pfarrer, setzt er hinzu, muthen sie mir nicht zu, daß ich das Wirthshaus ganz meiden soll. Wenn ich an ein Haus komme, an dem ein Schild hängt, so ist es mir platterdings unmdglich, ohne anzufehren, vorüber zu gehen.“ Das meint ihr nur so, sagte der Pfarrer. Der Mensch kann gar Vieles, wenn er nur ernstlich will. Wenn ihr nur so viel über euch gewinnt, daß ihr das erstemal vorüber gehet, so wirds euch das zweitemal schon leichter werden. Ich wills probiren, sagte Martin, aber, — ob das Mistrauen Martins, das er durch sein ABER gegen sich selbst an den Tag legte, gegründet war, oder nicht, weiß der geneigte Leser nicht; aber der Hausfreund weiß es und kann versichern, daß Martin am nämlichen Abend am Adlerwirthshaus, so sehr es auch ihn hineinzog, glücklich vorbei kam, gestärkt und ermuntert durch die Ermahnung des Pfarrers. Schon war er 40 Schritte weit vom Wirthshause entfernt, als er voll Verwunderung über seine Stärke, womit er seinen Hang besiegt hatte, stehen blieb und zu sich selbst sagte: „Sakerlot Martin, du hast dich brav gehalten und dafür wohl ein Schbypplein verdient. Der Pfarrer selber, wenn er dich gesehen hätte, würde dir Recht geben.“ So kehrte er um und trank im Adler zu seiner Belohnung ein Schbypplein und je länger er nachdachte, welche große Selbstüberwindung er geübt habe, desto mehr Belohnung glaubte er verdient zu haben. Er leerte noch 7 Schbypplein aus. Der Adlerwirth hat ihn recht darüber gelobt, aber der Pfarrer hat ihn nicht gelobt. Merke, mancher bringt es nicht einmal so weit am Wirthshaus vorbei, als Martin und dieser hats doch nicht weit gebracht.

Das glücklich gerettete französische Wörterbuch.

(mit einer Abbildung.)

Es ist doch gut, wenn man in der Jugend lernt, so viel man kann. Braucht man es einmal nicht, so trägt man doch nicht sch. er daran; aber es kann die Zeit kommen, wo man eine alte verlegene Waare, die man in der Jugend im Gehirnkasten niedergelegt hat, noch gar wohl an den Mann bringen kann. Diß erfuhr Herr Dampf, Neunerherr in einem Städtlein in Schwaben im Jahr 1796. als die Franzosen unaufhaltsam vordrangen und den 9. Jul. bei Rothensohl sich einen Weg über das Gebirge geöffnet hatten. Schon naherten sich die französischen Vortruppen dem Städtlein und mit bänger Furcht erwartete jedermann die unwillkommenen Gäste. Was das schlimmste war, so wußte man niemand im Städtlein, der französisch reden konnte. Zum Glück fand sich unter den Neunerherren Herr Dampf, der im Jahr 1760. zu Biber in der wälischen Schweiz ein halbes Jahr lang als Sticker in einer Apotheke gearbeitet, und wie er selber sagte, in dieser kurzen Zeit so geläufig französisch sprechen gelernt hat, wie eine Aegel. Bei seiner Rückkunft in seine Vaterstadt wurde er bald vorgezogen, und schwang sich in wenigen Jahren zu dem ehrenvollen Posten eines Neunerherrn empor. Dieser Herr Dampf erbot sich, an der Spitze einer Deputation den anrückenden Franzosen entgegen zu gehen, um für das Städtlein Schonung zu erslehen. Natürlich hatte er in 36. Jahren seine Fertigkeit in der französischen Sprache so ziemlich verloren, doch wußte er noch viele Dinge französisch zu nennen z. B. Tisch, Lichtpuse u. s. w. aber das wichtigste hatte er vergessen, wie wir bald hören werden. Jeder Neunerherr trug zum Unterschied von andern gewöhnlichen Menschen eine stattliche weißgepuderte Popsperücke, einen zimmetfarbenen Rock, eine grüne Weste, rothe Hosen, Kappensstiefel und einen Sporn. In diesem Aufzuge gieng Herr Dampf vor das Städtlein den Franzosen entgegen und hatte mit Hilfe des Wörterbuchs sich auf eine gar feine Arede gerüstet. Um auf alles gehörig Bescheid geben zu können und nicht stecken zu bleiben, nahm er das Wörterbuch unter den Arm. Furchtsam wichen die Deputirten, als sie von Ferne die Franzosen kommen sahen, in

das Städtlein zurük; aber Herr Dampf blieb müthig stehen und wiederholte immer die Anrede, womit er die Kommanden empfangen wollte. Beim ersten Anblick dieses Mannes stuzten die französischen Volontairs, die zuerst kamen und hielten ihn für den 2ten Bileam, der gekommen wäre, ihnen zu fluchen, und freuten sich bei dieser Gelegenheit einen Esel reden zu hören. Mit Anstand und Würde stieg nun Herr Dampf an, sie auf französisch zu bewillkommen und ihnen zu sagen, daß er einer der ersten Bürger des Städtleins und Neunerherrsepe. Gleich machten die Franzosen den Schluß: wer so vornehm ist, muß auch viel Geld haben, und durchsuchten, ohne auf die schöne Anrede zu hören, die rothen Hosen und die grüne Weste und eigneten sich das darin befindliche Geld zu. Auch die Kappentiefel fielen ihnen in die Augen. Sie setzten den guten Hrn. Dampf ohne weiters auf den Boden, um ihm die Stiefel auszuziehen. Er wollte ihnen sagen, daß seine Amtsehre das Ausziehen der Stiefel, die ein Hauptstück der Neunerherren Uniform wären, nicht erlaubte und hoffte sie dadurch von ihrem verwegenen Unternehmen abzuhalten. Zum Unglück wußte er nicht, wie die Stiefel auf französisch heißen; deswegen suchte er ängstlich im Wörterbuche das Wort Stiefel an, aber ehe er es finden konnte, waren seine Stiefel von den Füßen weg. Der geneigte Leser kann aus der gegenüber stehenden Abbildung sehen, wie der auf dem Boden sitzende Neunerherr im Wörterbuche blättert, und sich ärgert, daß die 2 Franzosen weit geschwinder seine Stiefel erwischten, als er die französische Benennung dazu fand und wie die übrigen noch obendrein ihn belachen und meinen, es müsse bei dem Manne im obern Städtlein nicht ganz richtig seyn. Endlich fand der Mann das fatale Wortlein, aber zu spät und er mußte sich gefallen lassen seiner Baarschaft und seiner Stiefel beraubt in den bloßen Strümpfen den Rückweg nach Hause zu nehmen. Von ferne schon schreyt ihm seine Frau entgegen: „ach daß Gott erbarm, lieber Mann, was ist dir begegnet! das thut man einem Neunerherren!“ Danke du Gott, erwiederte Herr Dampf mit einem stolzen Selbstgefühl, daß du einen Mann hast, der in seiner Jugend auch etwas gelernt hat! Hätte ich nicht französisch mit ihnen reden können, es wäre weit schlimmer gegangen. Mein Geld gab ich

ihnen gerne um ihnen einen guten Willen zu machen und die Stiefel hätten sie mir gewiß nicht genommen, wenn mir nur das verdammte Wort Stiefel auf französisch gleich eingefallen wäre. Alles und auch meinen Sporn ließen sie mir und das Wichtigste, was ich bei mir hatte, das Wörterbuch habe ich doch glücklich gerettet, weil ich, setzte er schmunzelnd hinzu, fertig mit ihnen pariren konnte.

Der Advokat und der Doktor.

Ein Gewisser, ich kenne ihn nennen, wenn ich wollte, bekam einen verdrüsslichen Handel mit der Gerechtigkeit. Nämlich die Gerechtigkeit behauptete, er habe in seinen Wittwen und Waisenrechnungen bald ein Strichlein zu viel bald eins zu wenig gemacht, und manchmal habe seine Rechte etwas genommen, wovon die Linke nichts erfahren. Damit ichs kurz mache, man sprach ihm ein Wort von einer freien Wohnung in einem Hause, welches nicht den besten Ruf hat, obgleich die Leute dahineingeschickt werden wie in die Beicht und in die Predigt — ihrer Besserung wegen. Der Gewisse nahm seine Zuflucht zu einem Advokaten und meinte, der würde wohl aus Schwarz Weiß machen können, es sei ja nicht das erstemal. Aber er wurde krank, noch ehe der Advokat sein Kunststücklein angefangen hatte, und ließ den Doktor rufen. Das war ein junger Mann, der gern probirte, aber diesmal schlug fehl, und der Patient starb. Der Advokat, der ein guter Freund vom Doktor war, dena sie arbeiteten einander manchmal in die Hände, schraubte diesen und sagte: Gebatter, an dem hast du auch kein Meisterstück gemacht. Gebatter, erwiederte der Doktor, du hättest ihn nicht herausgerissen aus seiner Geschichte, aber ich hab's gethan: Den sperren sie mir nicht mehr ein.

Der gutmüthige König.

Robert, König in Frankreich, der im Jahre 1020 starb, hatte eine Eigenschaft, die sich nicht auf alle seine Nachfolger vererbt hat, nämlich er gab lieber, als er nahm, und seine größte Lust war, Almosen auszutheilen. An Bettlern fehlte es auch damals nicht, und der



© 2

König ernährte ihrer sogare 300 in seinem Schlosse. Diese wurden bald unverschämt, wie alles Bettelvolk, und zogen ihn aus. Robert aber dachte: ich will mich lieber von ihnen ausziehen lassen, als von andern, die's nicht so nöthig haben, und nur seiner sind.

Eines Tags riß ihm einer der besagten Bettler eine goldene Franze vom Kleid. Da sagte der König ganz gelassen: Begnüge dich damit und laß die übrigen stehen für deine Kameraden, die auch ihren Theil haben wollen.

Das war königlich und wieder nicht königlich.

Wer hat Recht?

Der Vogt zu * (ich will den ehrlichen Mann nicht nennen, denn er kann seine Reputation wohl brauchen) saß eines Tags zu lange im Wirthshaus, und als er endlich, nach dem neunten oder zehnten Schbyppein heimgehen wollte, um seiner Amtsgeschäfte zu warten, da kam ihm vor, als seh er die Bewegung der Erde mit eignen Augen, und er dachte, so weit er noch denken konnte. Der Kalendermacher hat doch recht, die Erde dreht sich wirklich, wenn auch nicht um die Sonne, doch gewis um meinen Kopf. Während dieser Berrachtung versagten ihm aber die Füße den fernern Dienst, und er blieb am Weg liegen. Nach einer Weile gieng sein Nachbar vorbei, der Schulmeister, und suchte ihm wieder auf die Beine zu helfen, was aber seine große Schwierigkeiten hatte. Herr Vogt, sagte der Schulmeister, ihr habt unrecht gethan, so viel zu trinken. Der Vogt aber schüttelte den Kopf und antwortete: Nein, Schulmeister, ich hab nur unrecht gethan, wegzugehen.

Deutsche Rechtlichkeit.

Der König Sueno von Dänemark hatte einen schweren Haß geworfen auf einen seiner Diener und Hofherrn, Woldemar mit Namen, weil der ihm immer die Wahrheit sagte, gradheraus und ohne Umschweife. Da aber Woldemar in großem Ansehen stand und in großer Gunst bei dem Volke, so wagte es der König nicht, ihm öffentlich ein Leid zu thun, sondern dachte darauf, wie er seiner in der Stille los

werden könnte, dazu gab sich folgende Gelegenheit. Sueno trat eine Reise an zu seinem Schwiegervater, dem deutschen Kaiser Konrad, und ließ denselben heimlich wissen: er bringe einen Mann mit, der ihm sehr verdächtig sei, der Kaiser mdge ihm darum den Gefallen thun, und den Mann an einen Ort bringen lassen, wo weder Sonne noch Mond hinkommen.

Der Kaiser wurde aufmerksam, und fragte den abgeschickten Boten: Wie es zugienge, daß ein Mensch, der so feindsich sei mit dem König reise?

Der Bothe antwortete: Woldemar verlässe sich auf des Königs Treu und Glauben.

Der Kaiser erschrak ob diesen Worten, gerieth in Zorn, und sagte: „ich will mein Alter nicht beschimpfen, nachdem ich meine Jugend in Ehren gehalten; ja lieber wollt ich meinen Eidam, samt meiner Tochter und meinem Enkel am Stricke sehen, als aufhören, ein ehrlicher Mann zu seyn. Kann der König Beweise aufbringen gegen den Mann, so soll er Recht bei mir finden; aber da sei Gott vor, daß ich hinterlistig handeln sollte und meine Kron bestrecken mit einer Unthat.“

So hätten der Kaiser Franz und der Kaiser Alexander auch gesprochen, wie der Kaiser Konrad. Der Hausfreund weiß aber Einen, der nicht so gesprochen hätte. Der geneigte Leser weiß ihn auch.

Probates Mittel gegen die Kleidermoden.

Die Kleidermode ist ein Ding, das ein jeder tadelt, und ein jeder mitmacht. Besonders sagt mans den Frauen nach. „s kostet viel Geld, aber — ich will doch auch nicht Schlechter seyn als die und die.“ oder: „ich kann darin mit Ehren nicht mehr ausgehen, jede Magd hats!“ Dergleichen hört man überall, wo zwei oder drei beisammen stehen. Der Mann seufzt und sagt: ich muß es halt geschehen lassen, und sehen, wo ichs herausschlage, und der Kaufmann und der Schneider seufzen auch, und sagen: ich muß es halt ins Buch schreiben, und sehen, wie ich wieder dazu komme.

So gehts durch alle Stände, und wer fünf- hundert Gulden einzunehmen hat, der würde sich schämen, wenn er nicht tausend ausgeben sollte. Braucht denn nicht die Dienstmagd,

die dreißig Gulden Lohn hat, wenigstens sechzig? Diese Kunst, mehr auszugeben, als man einnimmt, wurde nie so ins Große getrieben, als in unsern Tagen, und Eins lernt vom Andern. Was ist zu machen, sagt da und dort die Polizei? gegen das Uebel giebt's kein Mittel. — Der Hausfreund erinnert sich aber, daß man früher schon solche Mittel gebraucht hat, die geholfen haben auf der Stelle. Er will sie dem geneigten Leser hier mittheilen:

Der brave Herzog Christoph von Württemberg war kein sonderlicher Freund der Pracht, und am wenigsten mochte er die neuen Kleidermoden leiden. Nun kamen zu seiner Zeit die ungeheure Schweizerhosen auf. Darob ärgerte sich der Herzog, und er ließ den Scharfrichter kommen, und befahl ihm, alsbald solche Hosen anzuziehen, und damit durch die Straßen zu gehen. Kaum sahen das die Heerleuten in den Schweizerhosen, als sie sich nach Hause schlichen, und sie in der Stille auszogen.

Ein ebenso abgesetzter Feind der fremden Kleidung war Friedrich der Sanftmüthige, Churfürst von Sachsen. An seinem Hof war ein junger Edelmann, der mehr auf sich selber hielt, als andere Leute auf ihn halten wollten, und immer nach dem neuesten Schnitt gieng. Eines Tags sagte der Herzog zu ihm, du kommst mir vor, wie die ewige Fastnacht; komm doch zu Verstand, und trag dich, wie ich mich auch trage. Wollen wir uns der Tracht unserer Väter schämen so müssen wir uns auch schämen, ihren Namen zu führen. Der Junker war aber gar sehr in die neuen Moden vernarrt und antwortete dem Churfürsten: ich kann mich tragen, wie ich will. Da versetzte der Churfürst: und ich kann dich fortschicken, wie ich will, und gab ihm seinen Abschied.

Wie man mit Gelegenheit fahren kann.

An einem Montag Nachmittag saß zu Bähl im Engel der alte Nadelsoffel bei einem Schoppen Wein. Er besuchte oft den BählerMarkt, und alle Mägdelein kauften ihre Nähadeln bei ihm, und ihre Fingerhüte; denn er war gar lustig und machte gern ein Späßlein mit ihnen. Ein Mann, der neben ihm am Tisch saß, sagte halb vor sich, halb zum Nädler, wenn ich eine gute Gelegenheit wüßte, nach Sandweiler

oder Nastatt zu fahren, so sollte mir's auf ein Trinkgeld nicht ankommen. — Wenn ihr eine Halbe zahlt, so kennt ihr mit mir fahren, antwortete der alte Jakob. Der Mann wars zufrieden, und als die Halbe getrunken war, machten sie sich auf den Weg. Wo ist euer Fuhrwerk, fragte der Mann, indem sie aus der Thüre giengen. Da, sagte der alte, und zeigte auf seinen ziemlich schwer beladenen Schubkarren. Ihr fahrt jetzt eine halbe Stunde, und dann ich eine halbe Stunde, und so wechseln wir ab. Der Fremde hätte gern zornen und schelten mögen, aber er schämte sich, denn die Wirtheleute sahen aus dem Fenster, und lachten, und zuletzt lachte er mit, aber für das Mitfahren bedankte er sich.

Der aufgeklärte Wirth.

In Prag steht auf der Brücke über die Moldau, die steinerne Bildsäule des heiligen Johann von Nepomuk, und viele Leute in Prag behaupten, daß sich, in der Nacht, in welcher der heil. Nepomuk in den Fluß geworfen worden, die Bildsäule herumdrehe. Ebendasselbst lebte auch ein Wirth, bei dem des Abends einige Honoratioren zusammen zu kommen pflegten. Da wurde gewöhnlich über dies und jenes gesprochen, und manchmal auch über Aufklärung. Man muß nicht alles glauben, sagten die Einen, und: Man muß nicht alles läugnen, sagten die Andern. Der Wirth, der es schon lange heimlich mit der Aufklärung hielt, und nur nicht wußte, wie er angreifen sollte, merkte sich das, und sagte bei sich: Wenn ich von allem, was ich bis jetzt geglaubt, die Hälfte oder höchstens zwei Drittel wegwerfe, und die Hälfte oder ein Drittel noch beibehalte, so geh's und stich's, und ich bin ein aufgeklärter Mann und doch auch kein Freigeist. Indem er nun so über die Aufklärung mit sich ins Reine gekommen war, stieg ein Reisender bei ihm ab, und der fragte ihn, mehr aus Scherz als aus Ernst, ob der heilige Nepomuk sich noch immer an seinem Namenstag herumdrehe. Der Wirth besann sich einen Augenblick, um die Hälfte oder das Drittel herauszubringen, und antwortete alsdenn: á Bissel, 's ist halter nit der Näh werth.

Der Schuster Flink.

Schafft Gott den Haafen, so schafft er auch den Nasen — mit diesem Sprüchwort wollte ein Pfarrer einen Vater beruhigen, der ihm die Niederkunft seiner Frau mit Zwillingen anzeigte und über den allzureichen Segen bekümmert war. Ich wollte das wohl glauben, antwortete der Mann, wenn nur die Kinder auch Gras äßen, wie die Haafen. Wer hatte Recht, dieser verzagte Mann, oder der Pfarrer? Es bleibt dabei, der Pfarrer hatte Recht und der Hausfreund könnte dieses mit vielen Geschichten beweisen; er will aber nur eine einzige anführen vom armen Schuster Flink. Dieser lebte in einem kleinen Städtchen und ernährte ohne eigenes Vermögen, bloß von seiner Hände Verdienst seine Familie von 7. Kindern. Ihm kam seine geschäftige Frau Eva trefflich zu Hülfe und so fanden sie bei ihrem vereinigten regelmäßigen Fleiße immer ihr nöthiges Auskommen; aber am Ende des Jahrs hatten sie doch keinen Ueberschuß; daher konnten sie keinen weiteren Kostgänger brauchen und doch kündigte eines Tages das gute Evchen mit betrübtem Herzen ihrem Manne ihre abermalige Schwangerschaft mit dem achten Kinde an. Meister Flink sann hin und her, um neue Nahrungsquellen zu entdecken, aber fand keine. Endlich kam er auf den Gedanken, einem kinderlosen Kaufmann des Städtchens das zu hoffen, de Kind vor die Thüre zu legen und theilte dieses Vorhaben seiner Frau mit. Lange kämpfte das zärtliche Mutterherz gegen diesen Vorschlag, aber durch das dringende Zureden ihres Mannes wurde sie endlich dahin gebracht, ihre Einwilligung zu geben. Sie verbarg nun ihre Schwangerschaft und kam endlich nieder; allein wie sehr hatte sich das gute Ehepaar verrechnet! Sie gebahr Zwillinge, ein Knäblein und ein Mägdelein. Mitte beiden Kinder wollten sie doch dem Kaufmanne nicht aufhalten, sondern eines davon behalten, nur waren sie nicht einig, welches von beiden sie aussetzen wollten. Die Frau wünschte das Bublein zu behalten und auch dem Vater that es wehe, dieses hinzugeben, denn es war ein schönes und feines Kind; aber er meinte, das Knäblein würde eher eine willige Aufnahme und eine sorgfältige Verpflegung finden, da es bald im Laden gebraucht werden konnte, und so wurde dann

beschlossen, das Bublein abzugeben. Jetzt erst wurde die Hebamme herbeigerufen, nachdem man vorher das Knäblein versteckt hatte, und sie war froh, das Mägdelein allbereits ans Tageslicht gefördert anzutreffen. In der nächsten Nacht zwischen 10 und 11 Uhr brachte der Vater das Knäblein der Mutter, daß es sich noch zum letztenmal an ihrer Brust laben könnte. Mit schmerzlicher Wehmuth und mit den Worten: „du bist doch mein und bleibst mein“ — überließ die Mutter den holden Säugling dem Vater, der ihn nun gut eingehüllt unter seinen Mantel nahm und dem Hause des Kaufmanns zueilte. Alles ist still und er hört nichts, als das ängstliche Klopfen seines eigenen Herzens. Er ist am Hause und will das Kind auf der obersten Treppe an der Thüre niederlegen; aber im nämlichen Augenblicke fliegen beide Thürflügel auf und, „hab ich dich, du Spitzbub!“ donnert ihm die Stimme des Kaufmanns entgegen. Willst du deinen Bankert auf der Stelle nehmen, oder soll ich dich der Obrigkeit zur gerechten Bestrafung anzeigen? Mit diesen Worten und unter vielen Flüchen gibt nun der Kaufmann dem armen Schuster ein fremdes Kind, das eine halbe Stunde vorher, ehe Flink kam, jenem vor die Thüre gelegt worden war. Vermuthend, daß der Eigenthümer des Kindes nachsehen würde, ob es aufgenommen worden seye, lauerte er hinter der Thür und nach einer halben Stunde kam, wie gesagt, unser Meister Flink und ehe er noch Zeit hatte, sein eigenes Kind hinzulegen, hatte er schon das fremde in seinen Armen und der Kaufmann schmetterte ihm die Thüre vor der Nase zu. Wie versteinert stand er anfänglich da. Was sollte er nun thun? Sollte er etwa das fremde Kind wegwerfen, oder gar am ersten Stein zerschmettern? Nein, dazu dachte er zu christlich. Unter jedem Arme ein Kind kehrte er zu seiner Wohnung zurück und ist auf seinem Heimwege sogar noch bessern Muthes, als er war, da er in der bewußten Absicht von Hause weggien. Unterdessen benetzte Evchen, besorgt für ihren Mann und den Säugling, ihr Bett mit Thränen, bereute es schmerzlich, eingewilligt zu haben und flehte zu Gott, daß er dem Kaufmanne Mitleiden und Barmherzigkeit gegen das arme Würmlein ins Herz geben möchte. Mitten in ihrem Kummer öffnet sich die Stubenthür und ihr Mann tritt herein.

Auf die Frage, wie es gegangen sey? wagt er kaum zu antworten, daß er für eines zwei Kinder bringe. So, hast du unser Bublein wieder? Gott Lob und Dank! rief Evchen hoch erfreut. Gib mir's her, daß ich's herze. War's mir doch vor, als ich's hingab und sagte: Du bist mein und bleibst mein! Ja du sollst mein bleiben, so lange Gott will! Du freust dich wohl, liebes Evchen, daß du dein Bublein wieder hast, sagte der Mann; aber woher nehmen wir Brods genug für unsre 9 eigenen und für das zehnte fremde Kind? Der gute Mann sahe den Engel, den Gott zu seiner Rettung aus der Noth gesandt hatte, nicht, und doch war er ganz in der Nähe. Der Frau ahnete etwas davon; denn mit einer Zuversicht, als wenn es ihnen gar nicht fehlen könnte, spricht sie dem verzagten Manne Trost ins Herz mit den Worten:

Der den Krum im Staube nährt
und verlassnen Raben
reichlich Unterhalt gewährt,
wird die seine Gaben
nicht entzieh'n
hoff auf ihn!
Er läßt nie die Seinen
lange trostlos weinen.

Nicht lange weinten diese guten Leute trostlos. Eben wickelte Flink das fremde Kind auf, um nach dem Geschlecht zu sehen — es war ein Bublein — als er zu dessen Füßen ein Päcklein Geld mit 100. Thalern und einen Brief an den Kaufmann fand, dem man es vor die Thür gelegt hatte, worin stand, „daß man in der Hoffnung einer mitleidigen Aufnahme und sorgsamem Pflege ihm das Kindlein hingelegt habe. Er solle Väterstreu an ihm beweisen und erhalte vorläufig zur Erkennlichkeit 100 Thlr. und könne jährlich in einer benachbarten Stadt eben soviel bei einem Kaufmann als Kostgeld für das Kind erheben.“ Mit Freudenthränen in den Augen bitter Flink seine Frau noch einmal den vorigen schönen Vers zu sagen. Sie that's und als sie an die Worte kam „wird dir deine Gabe nicht entzieh'n“ zeigte Flink das entdeckte Geld mit den Worten: da sind schon diese Gaben, da ist schon der kleine fremde Engel, den uns Gott gesandt hat, daß er uns für unsre Kinder forgen helfe.

Aber das Kind und das Geld waren an den Kaufmann adressirt, und dieser erfuhr es nicht sobald, als er sogleich auf das fremde Kind Ansprüche machte, um Barmherzigkeit an ihm üben zu können. Er war auch ein gar barmherziger Mann, nur war er der Meinung, „um sonst ist der Tod und für 100. Thaler lasse sich schon ein Jahr lang gegen ein kleines Geschöpf barmherzig seyn. Meister Flink behauptete, der Kaufmann habe ihm das Kind mit dem Geld abgetreten und sogar auf eine sehr grobe Art aufgedrungen. Vor Gericht verlor der Schuster und schon sollte das Kind samt dem Gelde dem Kaufmann verabsolgt werden, als ein Schreiben vom Vater des Kindes an die Obrigkeit kam des Inhalts: „man habe sich in dem Kaufmann geirrt und nicht geglaubt, daß er so hart seyn würde. Der arme Schuster der zu seinen vielen Kindern auch noch das fremde genommen und sich er' mit hätte, sollte Pfleger des Kindes bleiben und, weil er ein armer Mann wäre, zu 100 Thalern noch jährlich 50 Thaler weiter erhalten.“ Der geneigte Leser wird sich mit dem Hausfreund freuen, daß die Sache am Ende eine so günstige Wendung für den armen Schuster nahm. Das Kindlein wuchs und wurde mit treuer Liebe von seinen Pflegeltern zu einem guten Menschen erzogen und Meister Flink hatte sein gutes Auskommen und wurde ein wohlhabender Mann. — So kommt Gott eh' wirs uns versch'n, und läßet uns viel Guts gesch'h'n.

Der abgebrochene Zopf.

Als vor 10 Jahren auf einmal den Zöpfen der Krieg angekündigt wurde und fast Jedermann, der einen Zopf trug, denselben abschneiden ließ, gab es doch noch Manche, die es nicht über sich gewinnen konnten, der Mode zu huldigen und sich von einem alten Gefährten zu trennen. Der Barbier zu Segringen, dessen Zopf sich bis auf die Hüfte hinabschlangelte und auf dem abgeschossenen grünen Noß einen schwarzen Spiegel bildete, bestand darauf, seinen Zopf mit sich ins Grab zu nehmen. Umsonst suchte sein Gevattermann, der Lbwenwirth zu Windsheim, ihn zu bewegen, seinen Zopf wegzuthun. Er wollte nichts davon hören und seine Frau bestärkte ihn in seiner Meinung,

indem sie sagte, durch das Wegthun des Zopfes würde sein Aussehen völlig geschändet werden. Eigentlich aber that sie es nur, um bei einem Handgemenge mit ihrem Manne, dergleichen es je und je gab, eine sichere Habung zu behalten; denn wenn sie einmal den Zopf um ihre Hand gewickelt hatte, so mußte der Mann die Flagge streichen und um schönes Wetter bitten. Bis vor 5 Jahren behauptete er seine Zopfgierde und nur noch er und der alte Harschier Gaucher waren die einzigen bezopfsten Männer jener Gegend. Aber der Gevattermann, ein loser Vogel, sann auf eine List, ihm den Zopf wegzubringen. Wenn der Barbier zum Löwenwirth kam, so wurde allemal der Fuchs, oder der Schimmel gefattelt. Das waren 2 steinerne Krüge, von welchen der erstere 1 Maas und der andere 7 Schoppen hielt. Dikmal wurde der Schimmel gefattelt und mit 1802er gefüllt. Der Löwenwirth bringt dem Gevattermann fleißig zu, nicht; aber immer nur kleine Schlücklein gegen seine Gewohnheit, um diesen recht zu decken, der in gierigen Zügen trank, bis zuerst vor seinen Augen ein Nebel entstand und er zuletzt fast nichts mehr sah. Der Krug war leer, aber der Gevattermann voll und da pflegte er denn immer einige Stunden lang den schweren Kopf auf den Tisch zu legen und zu schlafen. Diesen Zeitpunkt wollte der Löwenwirth benutzen, den Zopf wegzuschneiden und schon hatte er die Schere angelegt; aber der Gedanke hielt ihn zurück, der Gevattermann möchte doch gar zu böse werden, wenn er ihm diesen Poffen spielte. Daher gibt er seinem Knecht die Schere mit dem Auftrage, den Zopf gut wegzuputzen. Bald bringt der Knecht den ganz nahe am Kopfe weggeschnittenen Zopf und der Löwenwirth befürchtet nicht ohne Grund großen Verdruß davon, da er wahrnahm, wie geschändet der Gevattermann aussähe, dessen Haare einem Schwalbenschwanz glichen; denn auf beiden Seiten waren die Haare lang und in der Mitte ganz kurz. Doch tröstete er sich damit, daß er dem Gevattermann auf jede Art es beihewern konnte, daß er den Zopf nicht abgeschnitten habe. Um glimpflicher sich aus dem Handel zu ziehen, befestigte er mit einer Glufe den Zopf am Rock und Hemdkragen zugleich an. Bei andbrechen der Nacht wachte der Barbier auf und nimmt noch ein Glas Kirschwasser auf den Heim-

weg. Beim Ausziehen des Rockes fällt der Zopf auf den Boden und der Verdacht fällt auf den Löwenwirth. Vor Wuth und Aerger thut der Barbier kein Auge zu und gleich am folgenden frühen Morgen eilt er mit dem Zopf in der Hand nach Windsheim, um seinem Gevattermann auf ewig alle Freundschaft aufzufündigen und ihm zu sagen, daß er ihn verklagen werde. Mir ist's bange um den Löwenwirth; doch er wußte sich gut zu helfen. Er beihewerte bei allen Heiligen, daß er ihm den Zopf nicht abgeschnitten habe und nahm nun diesen in nähern Augenschein. Mit kurtissem Gesicht und mit schelmischem Lächeln betrachtete er ihn und, o du Eselfopf, sprach er, siehst du denn nicht, daß dein Zopf nicht abgeschnitten, sondern abgebrochen ist! Ohne Zweifel bist du gestern auf dem Heimwege öfters hingefakt und einmal unglücklicher Weise auf den Zopf gefallen, daß er abgeschnitten ist. Wäre er abgeschnitten, so müßte man auch den Schnitt wahrnehmen und die Haare würden nicht so ungleich, das eine lang, das andere kurz seyn, wie du es an deinem verunglückten Zopfe siehst. Du kannst Recht haben Gevattermann, sagte der Barbier. Am hohen Buß bin ich gestern, ob ich gleich, wie du weißt nicht zu viel im Kopf gehabt habe, in die Hohlgaße hinab gestürzt und es hat mir hinten, wo der Zopf steht, gleich wehe gethan. Sag's nur niemand und um Gottes willen nur meiner Frau nicht. Der Löwenwirth sagte Niemand etwas davon. Mir hat ers im Vertrauen geoffenbaret, als er mir den gefattelten Schimmel vorgegritten hat.

Der Mittelweg ist der beste.

In Amians lebte im vorigen Jahrhundert ein Bischof, der überaus fromm war, aber dabei nicht finster und mürrisch, sondern recht lebenswürdig. Auch scherzte er gern, aber in Ehren, und hatte viele gute Einfälle, wie, zum Beispiel, der Hausfreund. Zu diesem Bischof kam einst eine vornehme Frau, und begehrt seinen Rath über einen Gewissenskrüppel. Ich schminte mich, sagte sie, weil sich andere Frauen meines Standes auch schminken, allein mein Beichtvater behauptet, das wäre sündlich, andere Geistliche hingegen haben eine andere Meinung, und halten es für erlaubt.

was soll ich nun thun? denn mein Gewissen möcht ich um keinen Preis beschweren. Der Bischof lächelte und antwortete: mir scheinen beide Parteien zu weit zu gehen; ich meines Theils pflege dergleichen Dinge weder zu streng zu nehmen, noch zu leichtsinnig, und glaube, daß auch hier, wie in manchen Stücken, der Mittelweg der beste sey. Darum erlaube ich Ihnen ohne alles Bedenken, sich die eine Waage zu schmincken. Was gilt, die hat sich nicht übel geschämt!

Der Ritterschlag.

Landgraf Friedrich der Ernsthafte von Thüringen zog im Jahr 1558 mit dem König Eduard VI. in England gegen den König von Frankreich zu Hülfe, und leistete ihm große Dienste. Der Landgraf selbst hielt sich so tapfer, daß Eduard ihn zum Ritter schlagen wollte. Der Landgraf erkannte es dankbar, versicherte jedoch mit deutscher Aufrichtigkeit: Er werde die Ritterwürde nur annehmen, wenn er den Ritterschlag von einem Mann erhalte, der nie vor dem Feinde geflohen sey.

Der König mochte bei sich denken, das ist ein grober Deutscher, aber er ließ sich doch seinen Verdruß nicht merken, denn er brauchte den Landgrafen noch ferner, und hath ihn, den Mann zu suchen, der nie vor dem Feinde geflohen wäre.

Der Landgraf drehte sich um und sagte: Er ist schon gefunden. Hier steht Friedrich Wangenheim, mein Statthalter, ein edler, fecker Rittersmann; kein Feind mag sich rühmen, seinen Rücken gesehen zu haben, außer etwa die Gefangenen.

Der König ersuchte Wangenheim, den Ritterschlag zu thun, und Wangenheim schlug, in des Königs Namen, seinen Herrn, den Landgrafen zum Ritter, und legte ihm Schwerdt und Sporn an.

Seitdem solls mit dem Ritterschlag anders worden seyn und auch mit den Rittern.

Die Katzen.

Mit den Katzen ist eine eigene Liebhaberei, ohngefähr wie mit dem Essen von Spinnen und Maikäfern. Wer die Neigung hat, der kann nicht sagen, woher sie ihm gekommen

sey. Was die Katzen anlangt, mag sie der Hausfreund wohl leiden, in sofern sie nicht mit den Mäusen gemeinsame Sache machen. Doch überreibt er nicht, wie die Egyppter, die bei ihren Schmäusen der Katze den Ehrenplatz am Tisch einräumten. Wer bei ihnen eine Katze tödtete, der mußte ins Gefängniß wandern, und als einmal, unter der Regierung der Ptolemäer, ein Admer eine Katze auf der Straße beleidigte, wurde er vom Übel ermordet. Starb eine Katze eines natürlichen Todes, so wurde sie einbalsamirt und zur Erde bestattet, und alle Frauen des Hauses scheerten sich die Augenbraunen ab, zum Zeichen ihres Schmerzes. — Als Cambyses die feste Stadt Peluse stürmen wollte, nahm jeder seiner Soldaten eine Katze in die Hand, und die Egyppter hatten nun nicht das Herz, sich zu vertheidigen, aus Furcht, die Katzen möchten dabei zu Schaden kommen.

Die Gemahlin eines griechischen Kaisers ließ ihre Lieblingskatze nicht anders als auf Gold speisen. Ueberhaupt geht im ganzen Orient, wo man den Hunden nicht sehr zugethan ist, die Verehrung der Katzen ins Wunderliche. Vom Ursprung derselben erzählen die Morgenländer Folgendes: „in der Arche vermehrten sich die Mäuse so sehr, daß Noah dachte, er müsse dem Unwesen steuern. Er schlug daher den Löwen auf die Nase; der Löwe nie: etc, und mit dem Niesen sprang ein schönes Kästlein aus seiner Nase, und fiel sogleich über die Mäuse her.“ In dieser Sage ist vielleicht der Grund zu suchen, warum die Katzen im Morgenlande in so großer Achtung stehen. Der Prophet Mahomed trug seine Katze beständig auf dem Arm, und als er einst seinen Mantel anziehen wollte, und die Katze auf dem Zipfel des Mantels eingeschlafen war, schnitt er den Zipfel ab, um sie nicht wecken zu müssen. Zu Konstantinopel und in der Levante giebt es eigene Heerbergen für Katzen, die von Vornehmen und Reichen gestiftet wurden, und wo diese Thiere eine freundliche Aufnahme und auch die beste Bewirthung finden.

In den Abendländern fehlt auch nicht an Beispielen von besonderer Katzenliebhaberei. Eine vornehme deutsche Frau vermachte in ihrem Testament ihren sämtlichen Katzen 5000 Thaler, damit sie standesgemäß leben könnten. Eine andere setzte ihrer Lieblingskatze zu ihrem Unterhalt 500 Gulden aus. Ein Advo.

lat, der 1785 zu Nürnberg als alter Jung-
gefelle starb, setzte seine Köchin und seine sechs
Kaken zu Erben ein.

Uebrigens besitzt die Kake, neben andern
guten und schlimmen Eigenschaften, auch ein
starkes Erinnerungsvermögen und Gedächtniß,
viel Schlaueit und ein Gehör für Musik,
obgleich von ihrem eigenen Gesang nicht viel
zu halten ist. Die berühmte Harfenspielerin
Däpny, verdankte, wie sie versicherte, ihrer
Kake ihre Vollkommenheit in der Kunst. So
oft sie sich auf der Harfe übte, pflegte diese
Kake ihr aufmerksam zuzuhören, und Zeichen
von stärkerem oder schwächerem Gefühl zu ge-
ben, je nachdem ihr Spiel reiner und sicherer
war, oder das Gegentheil. Die Harfenistin
richtete sich genau nach diesem Beifall ihrer
Kake, und gelangte so zu jener Feinheit und
Anmuth des Spiels, welche ihr die Bewun-
derung ihrer Zeitgenossen erwarben. Sie war
dafür auch dankbar, und vermachte, auf ih-
rem Todtette der Kake eine hübsche Wohnung
in der Stadt und eine auf dem Lande, denn
eine wohlgezogene Kake bringt den Sommer
gern auf dem Lande zu. Auch vermachte sie
verschiedenen angesehenen Personen beträch-
liche Legate mit der Bedingung, daß sie das
Hauswesen ihrer Kake besorgen mußten.

Die Spinnerin.

(Mit einer Abbildung.)

Als Kaiser Heinrich der Vierte, der im
elfften Jahrhundert lebte, in Italien war, trug
sich folgende Geschichte zu, die den Hausfreund
mehr erfreut hat, als die Erzählung eines
Feldzugs, wobei gewöhnlich nicht nur das Feld
berhalten muß, sondern auch die, welche es
bauen. Dem rheinischen Leser wird es um's
Herz seyn, wie dem Hausfreund. — Gedach-
ter Kaiser Heinrich hielt sich mit seiner Ge-
mahlin eine Zeitlang in Padua auf. Eines
Tags gieng die Kaiserin mit einem Gefolg
von Herrn, Frauen und Dienern über den Platz,
wo eben Wochenmarkt war. Ein junges,
hübsches Bauernmädchen, reinlich gekleidet,
kam auf sie zu, und bot ihr ein Bund gar
fein gesponnenen Garns zum Geschenke an.
Gnädige Kaiserin, sagte das Mägdelein, einen
so feinen, gleichen Faden habt ihr wohl nicht

oft gesehen. Ich habe mir aber auch Mühe
dabei gegeben, und gedacht, es sollte mir auf
dem Markt gut bezahlt werden. Die Leute
wollten aber nicht, wie ich wollte, und da
setzt ich meinen Kopf, und sagte: ihr seyd
nicht werth; die Frau Kaiserin dort kommt
mir eben recht, der will ichs schenken, die wird
gewiß ihre Freude daran haben.

Die Kaiserin hatte auch wirklich ihre Freu-
de an dem schönen Garn, aber mehr noch an
dem schönen, ledern Bauernmägdelein, das, bei
all seiner Keckheit und Redseligkeit gar nichts
Gemeines und Frohes an sich sehen ließ, son-
dern vielmehr etwas unschuldiges und treu-
herziges.

Die Kaiserin nahm das Geschenk gütig auf,
und fragte die Spinnerin nach ihrem Namen
und ihrem Geburtsort. — Ich heiße Bertha,
sagte sie, und mein Vater ist ein Bauers-
mann in Montagna, eine Stunde von hier.

Ueber diesem Gespräch kam der Kaiser her-
bei, und die Kaiserin zeigte ihm, was sie so
eben geschenkt bekommen. Dem Kaiser gefiel
die schöne Spinnerin, denn von dem Garn
mochte er wenig verstehen, auser daß er wußte,
daß man Leinwand davon mache. Es ist
billig daß wir dir ein Gegengeschenk machen,
sagte er zu Bertha.

Rein, Herr Kaiser, siel das Mädchen ein,
es war nicht so gemeint. Ihr könntet sonst
glauben, ich habe, wie man zu sagen pflegt,
eine Wurst nach einer Seite Speck werfen wollen.

Die Herrn und Frauen bedeuteten ihr, es
zieme sich nicht, ein Geschenk des Kaisers aus-
zuschlagen, und Bertha ließ sich belehren. Da
befahl ihr der Kaiser, das Garn zu nehmen,
und den Faden an ihrem Hause anzubinden,
und alles Land, was sie damit umziehen könne,
sollte ihr gehören als freies Eigenthum.

Ist das euer Ernst, Herr Kaiser, fragte
Bertha, und machte große Augen.

Der Kaiser antwortete, daß es allerdings
sein Ernst sey, und befahl einigen Herrn aus
seinem Gefolge, sie nach Montagna zu beglei-
ten, und die Gränge abstecken zu lassen, so
weit der Faden des Gespinnstes reichen würde.
Dieser aber gieng sehr weit, und die schöne
Bertha wurde sehr reich und ihr Geschlecht er-
hielt den Namen der Edlen von Montagna.
Alle Mädchen aus der Gegend liefen nun mit
ihrem Garn nach Padua, und brachten es der
Kaiserin. Allein sie betrogen sich in ihrer Hoff-

he
auf
ute
da
ods
mf
ird

eu-
an
bei
hts
ou-
eu-

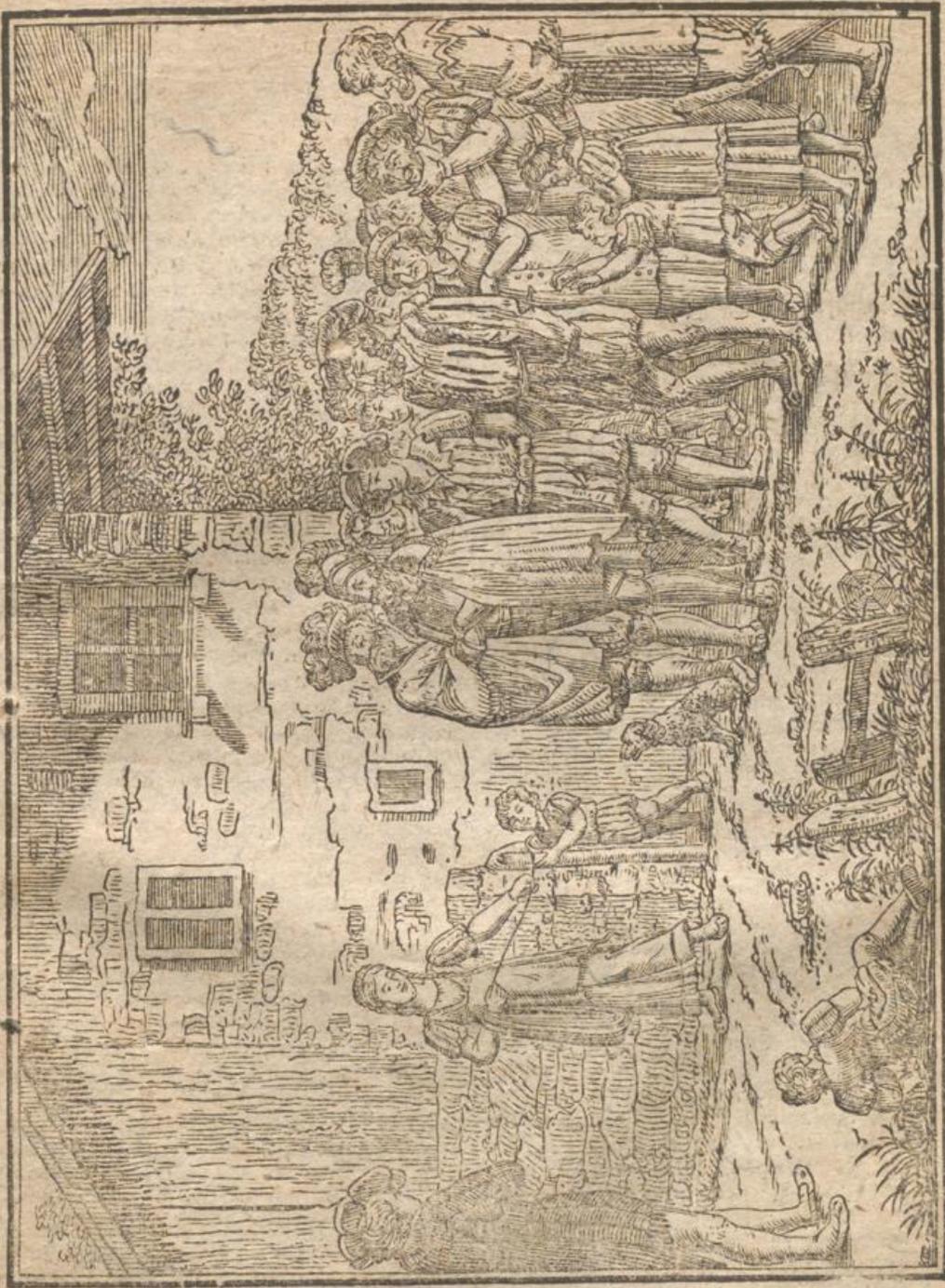
uf,
ien
a,
rs-

er-
so
fiel
ren
ap-
ist
n,

n,
ist
gt,
en.
es
ud-
Da
n,
n,
ne,

gte

gs
us
rei-
so
de.
ne
er-
na.
mit
der
ff-



nung. Kinder, sagte die Kaiserin, euer Garn ist schön, aber den Lohn hat Bertha schon erhalten.

Noch jetzt ist von dieser Geschichte in Italien ein Sprichwort vorhanden. „Die Zeit ist nicht mehr, wo die Bertha gesponnen hat,“ pflegt man zu sagen, wenn man andeuten will, daß die Zeit sich geändert habe.

Cola Pesce.

Bei Sizilien, nicht weit von Messina, wo das schreckliche Erdbeben war, ist ein gewaltiger Strudel oder Wirbel im Meer, der sich wie eine Schnecke herumdreht, und alles mit sich herunterzieht, was hineinkommt. Eben so dreht er auch alles von unten wieder herauf. Zwischen den Felsenklippen müssen ungeheure Schlände seyn, durch welche das Wasser so durchgedreht wird. Dem König Friedrich von Sizilien kam einmal in den Sinn, zu erfahren, wie der Strudel in der Tiefe beschaffen sey. Er versprach dem eine große Belohnung, der sich hineinwagen und ihm guten Bescheid bringen würde. Der Leser schüttelt den Kopf und denkt: So ein Narr hat sich wohl nicht gefunden. Fehlgeschossen! Es hat sich wirklich einer gefunden. Er war ein Taucher, den man Cola Pesce (zu deutsch, Niklas Fisch) nannte. Seine Kunst war groß, denn er konnte sich die längste Zeit unter dem Wasser aufhalten, und holte oft versunkene Sachen wieder heraus. Man gab ihm daher den Namen, Niklaus Fisch, denn er lebte mehr im Wasser als auf dem festen Land; der Hausfreund aber hält hierin mit den Juden, und denkt: das Wasser hat keine Balken. Der Fisch-Niklas aß auch nichts als Fisch und Muschelthiere, denn das hatte er alles aus der ersten Hand. Manchmal machte er sich einen Zeitvertreib und erschreckte die Seefahrer und die Leute auf den Schiffen, daß es ihnen kalt über'n Rücken lief. Wenn ihn diese, mitten im ärztlichen Sturm, aus den schäumenden Wellen herauskommen sahen, so hielten sie ihn für ein Meerwunder, für ein Gespenst, für den Gott sei bei uns, und meinten, er wolle sie hinabholen. Da fieng denn der lustige Niklaus mitten in den Fluthen, laut zu lachen an.

Diesen Fischmenschen nun ließ der König kommen, und sprach zu ihm:

Da du dich so gut unter dem Wasser behelfen kannst, so spring doch einmal in den Meerstrudel. Ich möchte gar zu gern wissen, wie es da unten aussieht. Sieh, diesen großen, goldenen Becher werfe ich hinein, er soll dein seyn, wenn du ihn heraußholest. Der Becher wurde hineingeworfen, und Cola Pesce — mir nichts, dir nichts, sprang ihm nach. Nun dachte ein jeder, der es sah: um den ist's geschehen! der kommt nicht wieder. Der König wartete und wartete. Nach ohngefähr Dreiviertelstunden kam ein schwarzer Kopf aus dem Wasser. — Der schwarze Kopf gehörte dem Niklaus Fisch — nach dem Kopf kam eine Hand mit einem Becher und endlich der ganze Niklaus zum Vorschein.

Wie siehst du unten aus, rief der König?

Ach, antwortete Niklaus, da sieht es böß aus. Gott Lob, daß ich wieder Menschengesichter sehe und den blauen Himmel. Da unten ist ein abscheulicher Abgrund mit lauter spitzigen Klippen umgeben. Das Wasser stürzt mit größerer Gewalt herunter als von einem Mühlrad, und braust und faust: so durch die Klippen durch, daß sich keine lebendige Seele halten kann. Ganz unten bin ich nicht gewesen. Ich mußte mich in eine Spalte klemmen, sonst hätte mich der Wirbel mitgenommen. Der Becher lag zwischen einer Rippe — da steck ich so lang, bis der Wirbel wieder von unten herauf kam, und mich wieder in die Höhe trug. Ich hab aber noch andere Dinge gesehen, die mir das Herz im Leib erzittern machten. Zwischen den Klippen saßen erschreckliche Meerpolypen oder Vielfüße, so groß wie Menschen — diese strekten beständig ihre Arme nach mir aus.

Der Becher ist dein, sprach der König, aber ich weiß noch nicht alles, was ich wissen möchte. Du mußt noch einmal hinein, und wei er hinunter, in den Grund der Tiefe. Wie es da aussieht, und wodurch der Wirbel wieder heraufgetrieben wird, das möcht ich gern erfahren.

Niklaus schüttelte den Kopf. Das Wasser, Herr König, das Wasser fürcht ich nicht, aber die Meerpolypen mit ihren vielen Armen — wenn mich einer wegschnappte, der würde eine größere Lust an mir haben, als ich an ihm.

Der König ließ einen noch größern goldenen Becher bringen, und mit Perlen und Edelsteinen anfüllen, und warf ihn in den Strudel.

Der arme Miklaus konnte der Versuchung nicht widerstehen — er sprang zum zweitenmal hinein, aber er soll noch wiederkommen. Vermuthlich hat einer von den großen Meerpolypen ihn weggefangen.

Zeitgeschichte.

Als Napoleon im April des vorigen Jahres der Herrschaft entsagte, und nach der Insel Elba reiste, da dachten wohl die meisten Leser des Hausfreunds: nun sey's einmal am Ende, und sie würden lange nichts Neues erzählen hören, auch war ja noch vieles zu erzählen vom Alten. Aber dort oben stand es anders geschrieben. Napoleon hatte, noch bevor er Abschied nahm, ans Wiederkommen gedacht, und mit seinen guten Bekannten in Frankreich, Italien, Deutschland u. s. w. alles klug verabredet, um bald und sicher wiederkommen zu können. So geschah's auch. Schon am 1. März des Jahres 1815 erließ er wieder eine Proklamation in Frankreich, wo er eben an's Land gestiegen war. Sein Zug nach Paris fand keine Hinderniß. — Die Leute standen da, und sperren Maul und Nase auf, und waren wie versteinert. Napoleon ließ nachher drucken: das sey von der übergroßen Freude gekommen, und ein junger Mensch sey sogar an dieser Freude plötzlich gestorben. Der Hausfreund wünscht sich und seinen geneigten Lesern, daß sie nie eine so große Freude erleben mögen. Als Napoleon nach Paris kam, da gab's gleich eine neue Kolarde und eine neue Konstitution, denn von beiden tragen die Franzosen immer einen Vorrath mit sich. Auch versprach er seinen lieben Unterthanen und den in Wien versammelten Monarchen goldene Berge; die Pariser schienen auch ein Wohlgefallen daran zu haben, allein die Monarchen hatten keins, und erklärten ihn, als einen Weltfriedensstörer, in die Acht, und nun regte sichs wieder in Osten und Westen, in Süden und Norden, und die Kirgiesen und Baschkiren waren noch nicht in ihrer Heimath angekommen, als der Befehl sie einholte, an den Rhein zurückzukehren, wo bis dahin die letzten Kirchen zeitig seyn würden und die ersten Wägen. Was brauch ich's zu sagen? hat der geneigte Leser nicht neuerdings Gelegenheit gehabt, alle europäischen Sprachen zu hören und

zu lernen, wenigstens die gangbarsten Worte davon, als da sind: Brod, Wein, Fleisch, Verspann und so weiter? — Napoleon seiner Seits feierte auch nicht, und brachte auf die Beine, was nur für ihn gehen und stehen wollte. Ja er hätte gerr. aus ganz Frankreich ein befestigtes Lager gemacht und am Ende einen Kirchhof. An einigen Orten ist's auch zu Stand gekommen, wie im obern Elsaß. Dem Hausfreund wurde es fast auch heimlich bei dieser Gelegenheit, denn die überrheinischen Nachbarn ließen manches bedenkliche Wort fallen, und die Sachen standen so so. — Hören wir denn nicht schon die Kanonen von Strassburg, Landau und Hünningen über den Sieg Napoleons am 16. Juni? Aber am 18. wurde ein anderes Stücklein gepuffen. Da regnete es Feuer und Blut, und die Reichen der Erschlagenen thürmten sich auf zu Brustwehren für die, welche noch kämpften. Napoleon meinte, er müsse durchbrechen. Hatte er nicht schon eine gedruckte Proklamation über die gewonnene Schlacht in der Tasche, datirt aus dem Schlosse Laeken, in den Niederlanden, wo er nach vollbrachter Arbeit sein Hauptquartier nehmen wollte? Aber Druk und Papier waren diesmal verloren und noch etwas mehr. Die Franzosen braußten wie ein Bergstrom heran, aber Wellington stand wie ein Fels, und donnerte fürchterlich von den Höhen, und in den Wolken donnerte auch Einer, an den Napoleon nicht gedacht hatte, und der doch auch ein Wortlein mißsprechen darf, wenn's zum Ziel gehen soll. Die Sonne wurde zuletzt müde, der Blutarbeit länger zuzusehen und schlich sich davon, die Franzosen aber wären wohl noch eine Weile stehen geblieben, aber da kamen ihnen die Preussen, die sie über alle Berge glaubten, in die Seite, und der Engländer von seinem Feuerberge rief ebenfalls vorwärts, und nun stiegen von den Franzosen alle zu laufen an; die noch laufen konnten. Aber vierzigtausend wenigstens konnten es nicht mehr, und lagen todt oder rdchelnd und sich verblutend und Napoleon verfluchend auf dem Schlachtfeld. Von dreißig Regimentern Kavallerie, die er ins Treffen geführt, hätte man keine drei mehr zusammensetzen können. Und auf dieses Heer und auf diese Schlacht hat er alle seine Hoffnungen gesetzt. Die Flucht der Franzosen geschah in der wildesten Unord-

nung. Die Kanonen und Bagagewagen standen und lagen auf allen Straßen und in allen Gassen. Der preussische Major Keller erbeutete Napoleons Wagen. — Er selbst hatte noch kaum Zeit gefunden, herauszuspringen, und das Fersengeld zu geben, aber sein Hut, sein Degen und eine Menge Kostbarkeiten blieben zurück, und mancher hat nun ein Andenken von ihm. Unter den rheinischen Lesern sind auch viele, die schon lange mehr als ein Andenken von ihm haben. Diese eine Schlacht hatte das Schicksal Frankreichs und der Welt so gut als entschieden.

Napoleon, dessen neue Herrschaft ohngefähr 90 Tage lang gedauert hatte, dankte ab, und entfernte sich aus Paris. Viele meinten, er werde sich an die Spitze seiner Truppen stellen, die sich hinter der Loire gesammelt hatten, allein er war scheu und zaghaft geworden, wie alles böse Gewissen, und begab sich nach Rochefort, um sich dort mit einigen seiner treuen Anhänger, und mit dem in Deutschland, Oesterreich, Preussen, Italien, Holland, Spanien, Polen u. s. w. geraubten Golde einzuschiffen. Man schätzt es auf 1000 Millionen, was er und die Prinzen und Prinzessinen seines Hauses auf diese Weise — geerbt haben. Davon liessen sich schon die Kriegskosten bestreiten, und die von den Franzosen verbrannten Dörfer und Städte wieder aufbauen. Mit dem Einschiffen giengs übrigens nicht, denn dort oben war es anders geschrieben. Die Engländer schwärmten mit ihren guten Seglern um den Hafen von Rochefort, wie die Adler um eine Felsenklippe, und ließen keine Maus aus und ein. Napoleon hatte keine Wahl, entweder nach Paris zurück, oder nach England. Er zog das letzte vor, und ergab sich an das englische Kriegsschiff Bellerophon. Der geneigte Leser erinnert sich vielleicht noch aus der Schule her, daß der Bellerophon ein Held aus der alten Fabelwelt ist, der sich seines großen Glückes überhob, und zuletzt in den Himmel steigen wollte, aber auf ein wüstes Eiland herabfiel und daselbst Hungers starb. Napoleon mag wohl auch an diese Geschichte gedacht haben, als er den Bellerophon bestieg. Er schrieb einen Brief an den Regenten von England, und stellte sich unter den Schutz der englischen Gesetze. Das war der höchste Triumph der Gerechtigkeit. Der Mann, der nie ein Gesetz ehrte, war zu-

letzt froh, noch ein Land zu finden, wo das Gesetz alles gilt und die Willkühr und die Leidenschaft nichts. Wen das Schicksal in die Lehr nimmt, der hat Gelegenheit, alles recht gründlich zu begreifen.

So weit wären wir, aber noch nicht am Ende! Die Soldaten Napoleons stehen noch mit Unter- und Obergewehr da, und machen Fäuste gegen ihren König im Sack, und gegen die Allirten ausser dem Sacke. Sie sagen, sie seyen an der Ehre angegriffen, und sie müßten die große Nation bleiben. Die Allirten aber, ohngefähr 700.000 an der Zahl, behaupten geradezu, mit der Ehre stände es so, so, und die Größe der großen Nation habe ihr Unbequemes sowohl für die große Nation selbst, als auch für die übrigen Kleinern, welche jener bis jetzt an ihrer Größe hätten tragen helfen müssen. Kurz, es sind noch viele Gewehr geladen, und es ist zu vermuthen, daß noch manches davon losgehe.

Gegenseitige Aufrichtigkeit.

Ein Feldmarschall — der Name ist mir entfallen, aber es thut auch nichts zur Sache, ein Feldmarschall belagerte eine Festung und fand keinen sonderlichen Widerstand. Der Kommandant willigte nach wenigen Tagen in die Uebergabe, und der Feldmarschall nahm alle seine Bedingungen gutmüthig an. Des andern Tags speiseten beide miteinander, und der Wein machte sie nach und nach treuerzig. Wissen Sie auch, sieng der Kommandant an, wissen Sie auch, Herr Feldmarschall, warum ich mich so schnell ergeben? ich hatte kein Pulver mehr. — Und wissen Sie, warum ich alle ihre Bedingungen so leicht angenommen, erwiederte der Marschall, ich hatte keine Kugeln mehr. Ein Ausfall hätte mich gezwungen, zurück zu gehn.

Wie Karl der Grosse die fremde Tracht abbrachte.

Die Hofleute Kaiser Karls des Grossen kauften einst von venesianischen Kaufleuten viele seidene Gewänder, und gesielen sich darin gar sehr. Das verdross den Kaiser, der allem fremden Wesen abhold war, und er dachte

bei sich: ich will mir eine Kurzweil mit ihnen machen, die ihnen zugleich zur Lehr dienen soll. An einem Regentag führte er sie daher alle auf die Jagd, und so in einem fort durch Dick und Dünn, über Steine und Hecken, daß überall an den Dornen seidene Fäden flatterten, als wär's Kirchweih im Walde. Dabei wurden die Herren bis auf die Haut durchgeweicht. Hierauf ließ der Kaiser zum Heimzug blasen, und als sie ins Schloß zurück kamen, mußten sich alle an die Tafel setzen, die am Kamin stand, worin ein großes Feuer brannte. Dadurch wurden nun die seidenen Kleider vollends verdoeben, und mancher warf gar betrübte Blicke auf seinen Wamms und seinen Mantel, und keinem wollte das Essen recht schmecken. Der Kaiser aber nahm seinen Wolfspelz, der unterdessen trocken geworden war, und sagte lachend: ihr läppischen Leute, welches Kleid ist nun besser, mein Pelz, der eine Kleinigkeit kostet, oder euer fremder Fütterstaat, auf den Mancher sein ganzes Vermögen gewendet hat?

Die teutsche Fürstin.

Eine teutsche Fürstin in den Rheingegenden (ich will ihren Namen nicht nennen, er ist aber recht leserlich in einem goldenen Buche geschrieben) gieng einst mit ihrer Hofdame aufs Feld spazieren, denn die grünen Bäume und das lebendige Wasser und der blaue Himmel gefielen ihr weit besser so, wie sie der liebe Gott gemacht, als wie sie auf dem Theater vorkommen. Am Wege saß ein armes, von Kummer und Elend abgemergeltes Weib, mit einem Säugling im Schooße. Die Fürstin blieb mitleidig stehen, und sagte: Euer Kind ist wohl krank? — ach, versetzte die Frau, der arme Wurm ist am verschmachten; die Nahrung ist vertrocknet in meinen Brüsten, denn ich habe seit zwei Tagen nichts gegessen, als ein Stücklein trocknes Brod. Die Hofdame langte auf den Wink der Fürstin ein Goldstück hervor, und gab es der unglücklichen Mutter; diese aber weinte und sagte: wenn es doch schnell zu Milch würde. Dieses Wort schnitt der Fürstin ins Herz. Sie hatte zu Hause auch einen Säugling, den sie selbst stillte. Sie setzte sich alsbald neben das arme Weib, nahm ihr das Kind vom Schooße und legte es an ihre Brust.

Ich hätte die arme Mutter sehen mögen in diesem Augenblick und die edle Fürstin und wohl auch, wenn man so etwas sehen könnte, den Engel, der neben ihr stand, und ihren Namen aufzeichnete in sein Buch.

Es war eine teutsche Fürstin.

Peter Wießweiler.

Ein alter Kurfürst von Köln hatte einen lustigen Tischrath oder Hofnarren, Peter Wießweiler mit Namen. Dieser fiel einst, so lang und dick er war, in den Korb, und die Umstehenden stiegen an laut aufzulachen. Der Schalksnarr hob sich aber ganz ernsthaft wieder auf die Beine und krazte sich hinterm Ohr und sagte: Lieben Leute, hinterbringt nur dem Kurfürsten nicht, daß ich ihm ins Land gefallen bin, sonst nimmt er mich beim Kopf als einen Friedensstörer.

Eines Tags kam Peter mit einem Advokaten ins Gespräch, und klagte dem, daß ihn die Leute seiner kurzweiligen Streiche wegen so oft beim Richter verklagten: Peter, sagte der Advokat, wenn du mir einen Dukaten gibst, so will ich dich lehren, wie du nie eine Sache vor Gericht verlieren kannst. Peter schlug ein, und der Advokat gab ihm die Lehre, er sollte alles, wessen man ihn vor dem Richter bezüchtigen würde, geradezu wegläugnen. Als er hierauf den versprochenen Dukaten forderte, da läugnete Peter und sagte lachend: Du hast an mir keinen ungeschickten Schüler und darfst nicht glauben, daß ich deine Lehre nicht wohl begriffen habe.

Der fromme Betrug.

Im Jahr 1526 machten die Lithauer einen Einfall in das Brandenburgische, und hausten dort wie die Wilden, die den Baum umhauen, um die Frucht bequemer brechen zu können. Einer dieser Barbaren kam in eine Klosterkirche, wohin eine Nonne sich geflüchtet hatte. Die Nonne war jung und schön, und der Lithauer meinte, so etwas sei auch nicht zu verachten, und wollte sie in seinen Arm nehmen. Umsonst bat ihn die Unglückliche mit weinenden Augen, den heiligen Ort und ihr heiliges Gewand zu ehren, und von

seinem rucklosen Beginnen abzulassen; der Lithauer lachte darüber, und die Nonne schien ohne Rettung verloren, da erhob sie die Augen zum Himmel, und von dort herab kam ihr ein großer Gedanke. Ich will, sagte sie zu dem rauhen Krieger, ich will dich das Geheimniß lehren, gegen Hieb und Stich fest zu seyn, wofern du versprichst, meine Ehre zu schonen. Dem Lithauer gefiel das nicht übel, und er verlangte das Geheimniß zu wissen.

Meine ganze Kunst, sagte die Nonne, liegt in sieben Worten, die man knieend und mit gefalteten Händen spricht.

Der Lithauer schüttelte etwas unglaublich den Kopf.

Du darfst ja nur die Probe an mir selbst machen.

Sie kniete nieder, hob die Hände empor, und hehete in lateinischer Sprache: Herr, in deine Hände empfehl ich meinen Geist. Der Lithauer führte den Streich, und der Kopf der Nonne lag am Boden.

Unter den Leserinnen des Hausfreunds denkt vielleicht manche: So etwas ist doch besser zu lesen als nachzumachen.

Die Russischen Dampfbäder.

In Rußland ist die Gewohnheit des Badens ziemlich allgemein, und besonders bedient man sich dort häufig der Dampfbäder, die bei uns wenig bekannt sind. In Rußland besteht das Badehaus aus einem kleinen hölzernen Gebäude, welches eine Stube und selten mehr als ein Fenster hat. Der in dieser Stube von Steinen gesetzte Ofen wird so stark geheizt, daß es dem Hausfreund, jetzt in den Hundstagen, Angst und bange wird, indem er nur daran denkt. Sobald der Ofen heiß ist, wird er beständig mit Wasser besprützt. Hierauf nehmen die Badeweiber Steine, machen sie glühend, und werfen sie mittelst eisernen Stangen, in große in der Badstube stehende Wassergesäße. Dies wird oft wiederholt, und dadurch werden die Hitze und der heisse Dampf ausnehmend vermehrt. Man wird der Baden-

de herbeigerufen, muß sich geschwind auskleiden, und sich auf ein Gerüst legen, welches mit Laub oder Stroh bedeckt ist. Bei Vornehmen wird das Lager mit einem weißen Tuche bedeckt. Man wird von neuem mit den glühenden Steinen Dampf gemacht, so lange es den Badeweibern gefällt, oder der Badende es haben will; dann steigt ein Weib auf das Gerüst und reibt ihn mit Birkenlaub oder andern Kräutern und mit Saise, eine ziemlich lange Zeit am Körper. Zuletzt wird seiner Flanel genommen, und der ganze Mensch so lange gerieben, bis er aufschwillt, und auf der ganzen Hautfläche blutroth wird. Dadurch geräth er in eine Betäubung, die einer Ohnmacht gleicht, wird alsdann mit Tüchern abgetrocknet, und wenn er zu sich gekommen, kleidet er sich an, und geht in ein andres, mäßig erwärmtes Zimmer. Manche trinken hierauf eine wohlschmeckende Kräuterbrühe. Nach dem Bade zeigt sich am Menschen ein hoher Grad von Frohheit und Munterkeit.

Der gemeine Russe, Lief- und Esthländer springt in voller Hitze, mit aufgedunsenem Körper, des Winters in den Schnee, des Sommers in den nächsten Teich oder Bach, geht von da oft wieder in die Schwitzstube und dann noch einmal in den Schnee oder das kalte Wasser, und legt sich hierauf zur Ruhe.

Gute Antwort.

Ein junger Mann, der sein Vermögen durch, gejubelt hatte, nahm eine Frau, die gewaltig häßlich, aber auch gewaltig reich war. Der gleichen pflegt täglich zu geschehen, und es hat auch nichts weiter auf sich. Der junge Mann, von dem ich jetzt erzähle, konnte Spaß ertragen, und machte sich wenig daraus, wenn ihn seine Bekannte und Freunde mit seiner Heurath aufzogen. Sie ist aber auch allzu häßlich, sagten eines Tags einige Frauenzimmer zu ihm. „Mein Gott,“ erwiderte er, „ich habe sie ja bloß nach dem Gewicht genommen, die Fason wurde mir gar nicht angerechnet.“